



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Vierunddreißigster Jahrgang.

N^o. 13.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Das Haus mit den zwei Eingängen.

Roman
von

S. Rosenthal-Bonin.

XIV.

Eine Seereise von fünf Tagen und fünf Nächten im Winter ist keine Kleinigkeit, jedoch Klas Holtrup fuhr lieber einen Tag auf dem Meere als eine Stunde Eisenbahn; er behauptete, dies mache ihn krank, und außerdem hätte er auch mit der letzteren vier Tage gebraucht. So nahm er denn schnell entschlossen auf einem der regelmäßig gehenden Weinfrachtdampfer, dessen Kapitän ihm ein alter Freund war, Passage und dampfte in die unruhige Nordsee hinaus.

Im Winter ist der Charakter dieses Wassers ein zorniger; scharf kalte, kurze Stürme, heftig aufgeregte, kurze Wellen, braun und graugrün scheint das Wasser, und der Schaum grell, stechend schneeweiß.

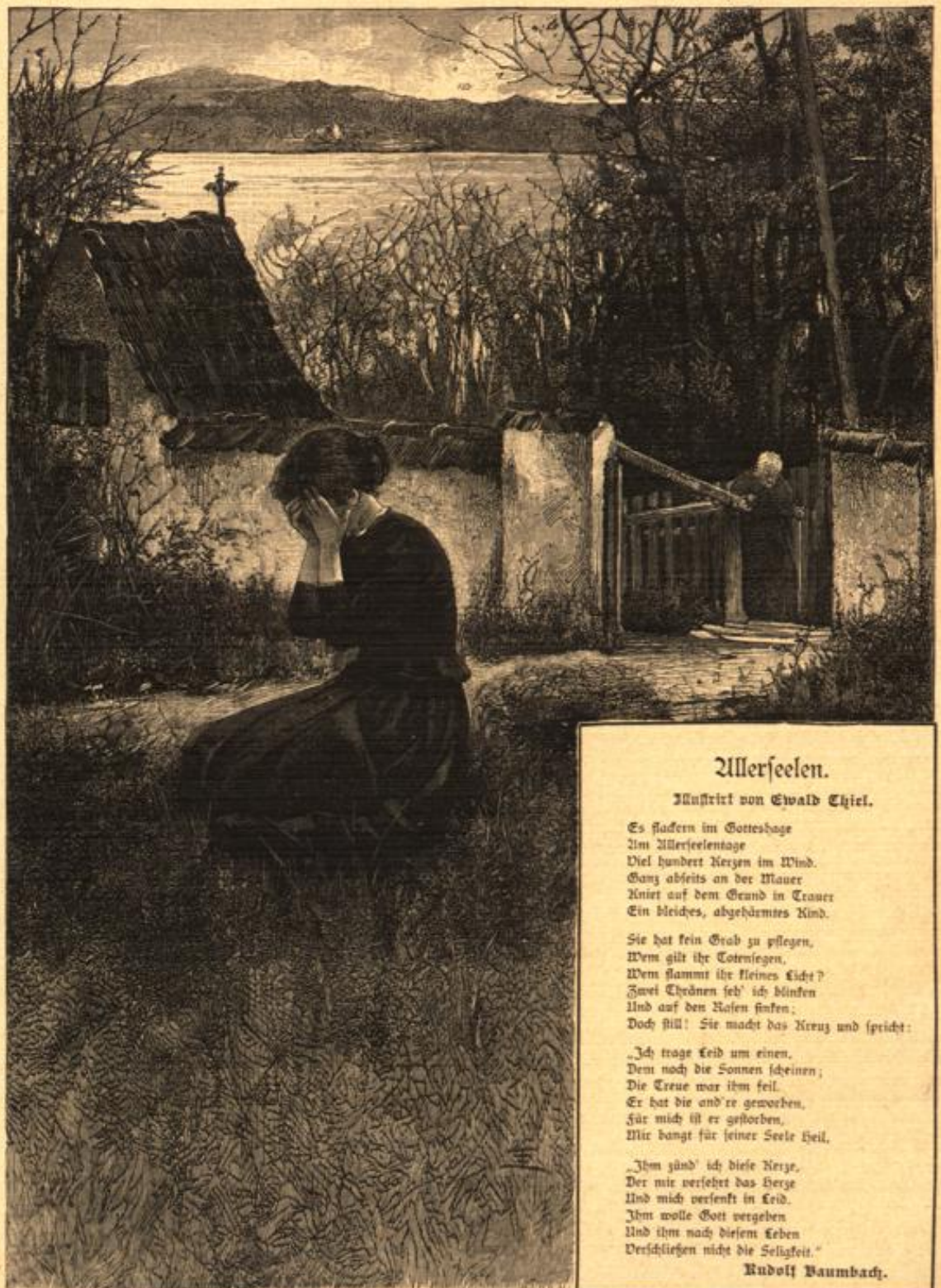
Der Dampfer zog seine tiefe Furche durch das wild gestimmte Element und legte einen dicken schwarzen Rauchstreifen hinter sich auf die Flut, so ging es vorwärts, und Klas saß in der Kajüte, nachdenklich und dem Anschlag der Wellen lauschend, dann erschien er wieder in voller Seemannsausrüstung oben auf der Kapitänbrücke und löste auf eine Stunde seinen Freund ab.

Klas Holtrup war nicht so munter und leichten Herzens fortgegangen, als er Paul dies zu zeigen für gut fand, er war sich bewußt, daß er etwas Schweres auf sich genommen, Papiere zu suchen, die seit vierzehn Jahren eigentlich verschwunden waren, die für die Bruderschaft keinen Werth besaßen und welche nur ein Zufall konnte erhalten haben. Wenn er von diesen Schriften nun nichts fand, wenn er für seine Zwecke völlig unnütze Dinge aufstöberte, was dann? Jetzt, bei dem unwirschen Winterwetter stiegen vor Klas all die Bedenken schwer auf und machten ihm Sorgen, doch der alte Seemann war ein tapferer Ringer mit dem Leben. „Wär's keine gute und gerechte Sache, die ich in die Hand genommen, müßte ich wohl den Kopf schütteln, so aber gilt's, einem armen Burschen sein Recht zu verschaffen, die Wahrheit ans Licht zu bringen und da hat Klas Holtrup sein Glück noch nie verlassen.“ So tröstete er sich, wenn der Bedenken bei ihm zu viele wurden in der Kajüte, wobei ihm ein gutes Glas Grog wacker über die Sorgen half, und schließlich lief er auf's Deck und kletterte die Treppe zur Kommandobrücke hinauf und lugte aus in Wind und Regen mit dem Fernrohr, das vertrieb ihm die Grillen dann vollständig.

Hinein ging es in den Kanal, das Schiff tanzte ärger, die Wellen sahen giftgrüner aus, waren spitzer, schaukelnder, und der Kreideseilen Englands trat in den Horizont. Vorbei an Schiffen und Segeln, an Tonnen, Baalen und Leuchttürmen; da öffnete sich das Meer, stetiger blies der Wind und größer, mächtiger rollten die Wogen, hoch und voll gingen sie auf und nieder, blau und erhaben, — man war in den Ozean gelangt. Weiter dampfte das wackere Schiff, Woge hinauf, Woge hinunter in gleichem, rastlosem Tanz, in gleichem stetigem Drang, die Wasserwälle zu durchschneiden, zu durchdringen; der Himmel zeigte große Wolken, die Sonne durchblitzte ihn heller, das Abendrot ward feuriger und die Morgenröte rosiger, tiefblau rollte das Meer und fern winkte, von bläulichem Dufte umzogen, die Felsküste Spaniens. Da wendete das Schiff stärker nach Süden, gleichmäßiger rollten die tiefblauen Wogen des Ozeans, auf ihm ruhte ein milchblauer Himmel, ein sanfter Wind empfing das Schiff und führte es in ruhigem

Gleiten immer weiter in ein wärmeres Sonnenlächeln. — Näher trat die Küste, in leisen violetten Dufte gehüllt. Das Schiff wendete scharf und vor ihm tauchte auf eine Landzunge, ein Leuchtturm und ein Fort; altersgrau schien der Leuchtturm auf der rosa Landspitze, rot das Fort

auf grünem Felsgrunde. Die Landzunge öffnete sich; zur Rechten blieb der mächtige Turm von Bayo, und das Fort zur Linken, mit den scharf auspringenden Bastionen, zeigte seine Kanonen — sie blinkten in einer lieblichen Sonne.



Allerseelen.

Illustrirt von Ewald Ehrl.

Es flütern im Gottesdage
Im Allerleientage
Viel hundert Herzen im Wind.
Ganz abseits an der Mauer
Kniet auf dem Grund in Trauer
Ein Kleides, abgehämtes Kind.

Sie hat kein Grab zu pflegen,
Wem gilt ihr Totenliegen,
Wem stammt ihr Kleines Lid?
Zwei Thronen seh' ich blinken
Und auf den Kissen sinken:
Doch still! Sie macht das Kreuz und spricht:

„Ich trage Leid um einen,
Dem noch die Sonnen scheinen,
Die Creue war ihm feil.
Er hat die andre geworden,
Für mich ist er gestorben,
Mir hängt für seiner Seele Heil.“

„Ihm zünd' ich diese Kerze,
Der mir verlehrt das Berge
Und mich verlehrt in Leid.
Ihm wolle Gott vergeben
Und ihm nach diesem Leben
Verfliehen nicht die Seligkeit.“

Rudolf Baumbach.

Die See war still und azurblau schimmernd, blau floss der Tajo, rotbraune Segel, weißangeführte Dampfer und mächtige Dreimaster tragend, dem Schiffe entgegen. Im Rosenschimmer leuchtend erhob sich ein Häusermeer aus dem Wasser, aus grünen Bergen blinkten Landhäuser, Kirchen mit vergoldeten Kreuzen, Kapellen und Bastionen; der Fluß erweiterte sich zu einem See, diesseits und jenseits waren die Ufer geschmückt mit Terrassen weiß leuchtender Straßen, zwischen denen ein mildes Grün seine sanften Farben streute, und gelbrote Felsen erhoben sich hinter den Häusern, getrönt mit großen Klostergebäuden und Kuppeln tragenden, prunkvollen Kirchen.

War bei Fort St. Juliao der erste Lootse auf das Schiff gekommen, so fuhr jetzt der zweite mit der Zollbehörde an. Der Hafen von Lissabon war erreicht, ein kurzer Halt und der Dampfer fuhr hinüber zu den weißen Häusern dicht am blauen Wasser, zur Zollstätte.

Eine halbe Stunde später betrat Klas mit seinem Handkoffer, um den er seinen entbehrlich gewordenen, strickartigen roten Schal gewickelt hatte, den Cylinder hoch auf dem Kopfe, in feierlicher Heiterkeit das Land; er hatte das erste Stück seines Unternehmens hinter sich und schritt fröhlich dem Ziele entgegen. Zuerst allerdings hatte er sich gegen eine Rote von Nichtsthauern zu verteidigen, die seinen Koffer, seinen Mantel, seinen Hut, ja wo möglich ihn selbst tragen wollten, ein paar tüchtige Ohrseigen jedoch, die er austeilte, und ein halbes Duzend gut portugiesischer Flüche verschafften ihm Ruhe und Raum, und mit breiten, wankenden, aber energischen Seemannsschritten wanderte er seiner Herberge zu.

Zu derselben Zeit etwa, als Klas Holtrup in die wunderbar schöne Mündung des Tajo einfuhr, hatte Frau Verrugnas-Wallroden endlich die Nachricht von ihrer Freundin in Paris erhalten, daß ein Bekannter von ihr den Liberio auf dem Südbahnhof in Paris gesehen und gesprochen habe. In Paris hätte der Bruder sich nur einen Tag aufgehalten und sei dann direkt nach Hamburg gereist. Mehr habe sie nicht auskundschaften können, berichtete die Freundin, da sie, wie ja Frau Verrugnas bekannt, aus dem „Geschäfte“ ausgeschieden sei.

Es ist seltsam, die Welt der Kunsttreiber und ähnlicher Berufsgeoffenen muß einen geheimnisvollen Verband haben, denn jeder weiß von dem andern und mit geringer Mühe ist zu erfahren, wo jener Cirkus sein Zelt aufgeschlagen und wo dieses oder jenes Mitglied jetzt arbeitet. So brachte denn Frau Verrugnas sehr bald heraus, daß in Hamburg der Cirkus Ferrini, dem sie in ihrer Jugend selbst eine Zeit lang angehört hatte, Vorstellungen gäbe und in diesem ein Schmetterlingsjäger Cesarini großen Erfolg hätte, der Japanese gastierte dort erst seit wenigen Tagen. Jetzt war Frau Verrugnas sicher, daß dies ihr Bruder sei, und ihre Unruhe stieg, weil er plötzlich so weit fortgegangen, „um zu arbeiten“, und gerade nach Hamburg. Der Name dieses Ortes berührte sie stets unheimlich und schmerzlich und doch so seltsam ahnungsvoll, als müßte sie etwas Verhängnisvolles, für ihr ganzes ferneres Leben Bestimmendes von dorthin noch erfahren, etwa von ihrem Manne, der so treulos sie verlassen, und von dem Kinde, das er grausam ihr geraubt. Je älter die Frau wurde, um so tiefer empfand sie, daß sie ein Heim, einen gebildeten, gütigen, allerdings oft unbegreiflich sonderbaren Mann besessen, daß sie einen Sohn gehabt, der schön und gut gewesen, und der geheime Traum ihres Lebens war die Wiedervereinigung mit den Verlorenen. Jetzt war ihr Bruder, den sie als schlechten Menschen kannte, geheim vor ihr, fluchtartig schnell nach diesem Hamburg gereist, — sollte er da etwas Böses im Schilde führen, vielleicht gar gegen eine von den Personen, die ihre Herzenssehnsucht mit dem Rosenschimmer des Zukunftsglückes umwob und welche der schlaue, durchtriebene Liberio entdeckt? Frau Verrugnas' Unruhe stieg immer höher, je mehr sie über diese sonderbare Flucht des Bruders nachdachte, ihr dunkles Ahnen nahm die Form einer drückenden Angst an um etwas, das sie nicht wußte, das sie aber sehr schwer betreffen mußte, und so beschloß sie, ihr Engagement, das so wie so bald ablief, aufzugeben und dem Bruder nachzureisen. Es gelang ihr dies mit einigen Verlusten; fast so fluchtartig, als ihr Bruder Madrid verlassen, eilte sie auch über die Grenzen Spaniens und reiste ohne Aufenthalt der schneebedeckten norddeutschen Ebene zu.

XV.

Herr Hase war seit einigen Tagen sehr nachdenklich und sah oft heimlich prüfend in das Gesicht seines Prinzipals, des Advokaten Helmer Wallroden. War dem Kalkulator das seltsame Benehmen des Anwaltes bei der Begegnung mit dem Kunsttreiber aufgefallen, so berührte ihn noch seltsamer die sichtbare Unruhe und Aufregung, welche sich seines Prinzipals seit dieser Begegnung bemächtigt, das wiederholte Studium der Akten der Erbschaftsache des Onkels und auch die versteckten Fragen, die Helmer Wallroden über jenen Paul Roda an den Kalkulator richtete. Was hat der Rechtsanwalt mit dem jungen Mann zu thun, weshalb Ursache, sein Thun und Treiben so sorgsam zu beobachten, seine Schritte sozusagen zu überwachen? Was konnte den ruhigen, klaren Helmer, der sich sonst um niemanden bekümmert, dessen Kopf so vollständig mit allerhand wichtigen, schwierigen Geschäften ausgefüllt war, veranlassen, stets und ständig an jenen Cirkuskünstler zu denken? Herr

Hase verehrte seinen Prinzipal sehr als einen brillanten Juristen, einen festen, charaktervollen Mann, jetzt begann ein leises Mißtrauen gegen ihn in der Brust des Kalkulators aufzudämmern. Da geschah etwas Merkwürdiges. Es war wieder Sonntag; Herr Hase hatte eben, um dem Sonntagmorgen eine höhere Weibe zu geben, eine Haydn'sche Menuette auf seinem Piano beendet, als Roda in das Zimmer trat und einen großen Pappkasten auf den Tisch setzte. „Guten Morgen, Herr Hase,“ sprach sie, „denken Sie nur, gestern war ich für Sie auf der Schnitzeljagd.“ „Schnitzeljagd?“ wiederholte verwundert Herr Hase. „Das ist ja ein adeliges Vergnügen, reiten Sie denn jetzt auch, Fräulein?“

„O, ich meine Ihre Schnitzeljagd, Herr Hase, Ihre Papierschnitzeljagd, ich habe Handschriften für Sie erworben, einen halben Zentner,“ erwiderte Roda und wies auf die Pappschachtel.

„Das ist ja außerordentlich aufmerksam,“ dankte der Kalkulator mit einer Verneigung.

„Sie haben mich nichts gekostet,“ erklärte Roda, „sogar noch weniger als das Papier, worauf sie geschrieben, mehr hätte ich auch nicht bezahlt. Ich kaufte die Schachtel und bekam die Briefe, welche darin liegen, dazu. Weil es so billig war, wollte ich mir auch erst eine Autographensammlung anlegen, das ist vornehm und gebildet, und so möchte ich gar zu gern sein,“ fuhr Roda fort. „Dann aber dachte ich: wozu Herrn Hase Konkurrenz machen, zuletzt wird dies bei dir eine Leidenschaft und Haß und Groll entsteht auf Herrn Hase, und in der Wut meiner Empfindungen hätte ich Sie vielleicht noch gemordet wegen der Rechnung einer Putzmaacherin, die interessante Punkte und Semikolons macht.“

„Na, Fräulein Roda, eine solche Wissenschaftswut hätte ich Ihnen doch nicht zugetraut,“ warf Herr Hase lachend ein.

„Kennen Sie die Frauenzimmer, Herr Hase? Nein,“ sprach Roda weiter. „Wissen Sie, was alles in unserer Seele schlummert? Noch weniger. Einst wird kommen die Zeit, wo wir als Generale an der Spitze der Heere schreiten, als Professoren auf der Sternwarte sitzen, in den Hörsälen die höchste Weisheit von uns geben und elektrische Lichter, mehr als Edison, erfinden. Warum sollen wir nicht auch die Wut bekommen, Handschriften zu zerlegen und daraus Charaktere aufzubauen?“ schloß Roda.

„Diese Fertigkeiten streite ich Ihnen gar nicht ab, Fräulein, Sie würden, wenn Sie wollten, die feinste Kennerin werden,“ fiel Herr Hase ein, „Sie haben ein großes Talent hiezu und mir Ihren Scharfsinn ja schon oft bewiesen.“

„Ah, als ich einmal sagte: Ihr Schneider muß zu enge Rücken in die Röcke machen, weil er die Worte in der Mitte immer zusammenzieht und Anfang und Ende stets viel weitaufziger schreibt,“ lachte Roda.

„Ja, und das stimmt merkwürdig,“ versetzte Herr Hase völlig ernst, „der Schneider hat diesen Fehler, es ist wahrscheinlich ein Augenmaßfehler. Sie haben aber auch gesagt, daß mich der Tuchhändler betrügt, weil er so gewaltig großspurig schreibt, beinahe zwei Rechnungsformulare für ein Wort braucht. Nach Ihrer Meinung war dieser Mann ein Verschwenker, der seinen Kunden abwägt, was er an Papier verbraucht, und sehen Sie, Fräulein, jetzt hat sich's auch als Wahrheit herausgestellt, — der Mann preßt mich.“

„Ja, ich bin ein Genie, auch in der Handschriftenbeurteilungskunde,“ versetzte Roda mit Pathos. „Wenn ich ein solches Bin für den Männerfang zum Zweck der Ehe, wird es mir gut gehen. Jetzt jedoch, Herr Hase, sehen Sie sich diesen Schatz an, den ich so fabelhaft generös, so rothschildartig nobel Ihnen verehere. Wir wollen uns beide hinsetzen und die Diamanten auslesen, denn vieles wird wohl nur interessant fürs Feuermachen sein.“ Mit diesen Worten nahm Roda einen Stuhl, Herr Hase dergleichen und die beiden Leute begannen in die Prüfung vergilbter Schriftstücke sich zu vertiefen.

„Halt, was ist das?!“ rief da Roda plötzlich, ein altes Briefblatt umwendend. „Hier steht Johann Roda.“

Herr Hase nahm das Blatt, er sah hinein, fuhr sich mit der Hand über die Stirn, er ward blaß und zitterte, er nahm sein schwarzes Käppchen ab und starrte ganz entsetzt auf die Schriftzüge.

Erschreckt sprang Roda auf; ihr ward unheimlich zu Mute bei dem seltsamen Gebaren ihres alten Nieters. „Was haben Sie, Herr Hase, was ist Ihnen denn passiert?“ fragte sie, gleichfalls blaß und beklommen.

„Die Handschrift kenne ich,“ flüsterte der Kalkulator wie scheu vor sich hinblickend. „Ich habe sie oft gesehen, ich besitze sie selbst,“ und Herr Hase ging zu seinem Glaschrank, ergriff ein Kästchen, entnahm diesem einen Brief und verglich mit diesem den von Roda gefundenen.

„Es stimmt,“ rief er gleich scheu und gedrückt aus.

„Was stimmt denn, Herr Hase?“ fragte Roda sehr beunruhigt.

„Ich kann es Ihnen nicht sagen, ich darf es Ihnen nicht sagen,“ sprach der Kalkulator mit ganz entgeisterten Blicken, „es wäre schrecklich, fürchtbar!“ und Herr Hase starrte bei diesen Worten ganz seltsam vor sich nieder.

„Von welchem Orte ist der Brief datirt?“ fragte er endlich Roda, die den Brief wieder an sich genommen und in das zerknitterte morsche Blatt verwundert hineinschaute.

„Von Lissabon, er ist jetzt vierzehn Jahre alt,“ versetzte das Mädchen.

„An wen ist er gerichtet?“ forschte der Kalkulator und schaute die Rückseite des Schreibens an.

„An einen Herrn Kronsfeld,“ las Roda, „der Brief handelt von Geldsachen und das Schreiben mahnt, eine alte Schuld zu bezahlen, weil er, der Schreiber, selbst in Not sei,“ erklärte sie.

Der Kalkulator schüttelte den Kopf. „Kronsfeld, auch der Name ist mir bekannt,“ murmelte Herr Hase.

„Aber seien Sie doch nicht so unglaublich geheimnißvoll!“ warf jetzt Roda ein. „Was kann denn an diesem alten Briefe so Schreckliches, so Furchtbares sein?“ drang sie in ihren alten Freund.

„Fräulein, dieser Brief kann jemand ein großes Vermögen kosten und einen andern zum reichen Mann machen,“ versetzte Herr Hase, „und daß ich gerade dieses Schriftstück in die Hände bekommen muß, das ist schrecklich!“

„Dann betrifft es Paul Roda,“ rief Roda aus.

„Sie wissen das?“ fiel Herr Hase, Roda erschreckt ansehend, ein.

„Ja wohl, ich munkelte schon längere Zeit etwas, Herr Hase,“ erklärte Roda, „ich habe schon lange gemerkt, daß etwas zwischen jenem Cirkusmann und dem Advokaten nicht richtig ist.“

„Nun dann, Fräulein, will ich es Ihnen sagen,“ fuhr Herr Hase, seine Stimme zum Flüstern herabdrückend, fort. „Jener Brief aus Lissabon von Johann Roda ist unzweifelhaft vom Vater Paul Rodas, und er hat dieselben Schriftzüge, ganz genau dieselben, wie Johann Wallrodens, des gesuchten Erben, Handschrift diese zeigt. Ich habe Schriftstücke des verschollenen Sohnes bei den Akten oft genug gesehen und gestern erst einen Brief dieses Mannes vor Augen gehabt. Eine Täuschung ist hier unmöglich,“ schloß Herr Hase sehr ernst. „Auch der Nichthandschriftenkundige sieht das sogleich, vergleichen Sie, Fräulein,“ setzte der Kalkulator hinzu, Roda den andern Brief reichend.

Roda betrachtete beide Briefe. „Das ist allerdings die gleiche Handschrift,“ bestätigte sie, „und es wird Ihnen nichts übrig bleiben, als Herrn Helmer diese Entdeckung mitzuteilen,“ forschte mit unsicherer Stimme das Mädchen.

„Ob ich es ihm mitteilen kann und darf nach dem, was ich in den letzten Tagen an dem Herrn Anwalt erfahren, darüber bin ich mit mir noch nicht einig,“ sprach Herr Hase, schwer atmend. „Der Herr Helmer hat sich in jüngster Zeit sehr verändert, und doch erfordert meine Pflicht, ihm als meinem langjährigen Prinzipal davon Mitteilung zu machen, dann aber auch mein Gewissen es gebietet, dafür zu sorgen, daß dieser wichtige Fund nicht verheimlicht werde. Das Leben ist schwer, liebes Fräulein,“ seufzte Herr Hase, „es wird immer schwerer, je länger man lebt. Vorerst jedoch möchte ich Sie bitten, Fräulein Roda, darüber das tiefste Schweigen zu beobachten. Sie sollen erfahren, was ich thun werde, behalten Sie jedoch diese Entdeckung für sich, bis ich einen Entschluß gefaßt habe.“

Roda versprach dies und verließ Herrn Hase in sehr ernster, gedankenvoller Stimmung.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kriegsbefehl.

(Bd. 6. 148.)

Unsere Illustration führt uns einen ergreifenden Moment im Leben des Volkes vor. Der Staat wird bedroht von dem Erbfeind, die Künste der Diplomaten haben sich resultatlos zur Schlichtung der Streitigkeiten erwiesen — die Waffen sollen jetzt sprechen; der König rief und alle, alle kamen. Natürlich erfolgte die Trennung der jungen Männer und Jünglinge, die der Fahne folgen mußten, nicht ohne bitteren Schmerz und Kummer. Das harte Schicksal schnitt hier tiefe Wunden, es riß den jungen Gatten aus den Armen der Frau, den Sohn, die einzige Hoffnung des alten Vaters, von dessen Herzen, es entzog der Witwe ihren Ernährer, der Braut führte es den Bräutigam, der Schwester den Bruder, dem Freunde den Freund fort, den tödlichen Geheiß der Feinde entgegen. Das war eine Aufregung und eine Bewegung der Herzen, als der Moment des Abzuges kam. Die Verteidiger des Vaterlandes eilten dem Klange der Trompeten und dem Trommelwirbel zu, der sie rief; ein stiller Händedruck, ein wortloses Umsingen, ein Blick noch in das Auge der Geliebten, der viel, viel sagte, und der Fortziehende entschwand in wenigen Augenblicken — eingereicht in dem langen Zuge Gleichgeleiteter — den Blicken der Zurückbleibenden, und der Trost dieser blüht allmählich auf in der Hoffnung auf ein glückliches Wiedersehen und in dem Gefühl, daß der Soldat mit den Waffen in der Hand jetzt den heimischen Herd schützt, daß er ringt und kämpft, freit und duldet für das Wohl der Seinigen. Anmutig und gemüthvoll stellt unser Bild dies Fortziehen der jungen Männerwelt und die tiefbewegte Herzensteilnahme der Zurückbleibenden dar.

Sinnsprüche.

Wohin Gott dich stellt, da stehe mit Mut und Vertrauen, und was gethan sein muß, das sei dir heilig.

Thu' recht, und schreibe nicht dir als Verdienst es an, denn deine Schuldigkeit allein hast du gethan. Thu's gern, und wenn dir das nicht zum Verdienst gereicht, Gereicht dir's doch zur Lust, daß dir die Pflicht ward leicht.

Unsere Wünsche sind Vorgefühle der Fähigkeiten, die in uns liegen, Vorboten desjenigen, was wir zu leisten im Stande sein werden.



Aus dem Reiche der Erfindungen.

Von Arthur Gerson.

(Nachdruck verboten.)

II.

Als man dem Ausgange des Ladens wieder zuschritt, blieb Blessing vor einer der sich gegen ein seitliches Regal anlehenden Gestelleitern stehen und betrachtete dieselbe von allen Seiten auf das Genaueste. „Kennen Sie diesen Stahlfuß von Hugo Wenzlic in München noch nicht?“ fragte Hirschstein.

„Ich sehe ihn hier zum ersten Male in natura,“ erwiderte Blessing. „Als mir vor einiger Zeit seine Abbildung zugeing, glaubte ich, offen gestanden, der Konstruktion irgendwelche Bedeutung nicht beilegen zu dürfen, weil die alten in eine Leiter umzuklappenden Stühle meiner Ansicht nach ihren Zweck schon in der denkbar vollkommensten Weise erfüllen.“

„Sie meinen ohne Zweifel die Stühle, deren Sitz in der Mitte geteilt und mit Scharnieren wieder verbunden ist. Ich habe einen solchen in meiner Wirtschaft in Gebrauch, kann ihn jedoch für den Laden aus dem einfachen Grunde nicht verwenden, weil er zu wenig Stufen hat, das heißt nicht hoch genug ist. Sehen Sie, hier bei dem Wenzlic'schen Stahlfuß gehe ich noch über die Höhe der Rückenlehne mit der obersten Stufe hinaus, die sonst die hintere Hälfte des Stuhlfußes bildet.“

„Sollte die Geschichte nicht etwas wackelig sein?“ warf Blessing ein.

„Nicht im geringsten! Die oberste Stufe liegt ja nicht nur auf der Lehne fest auf, sondern ihre Stützen, zwischen denen sich die Uebergangsstufe befindet, werden außerdem in Zapfenlöchern der vordern Sitzhälfte unverrückbar festgehalten. Dabei ist der ganze Stahlfuß äußerst stabil und dauerhaft gebaut. Die unterste, zwischen den Stuhlbeinen hervorzuziehende Stufe benützt man, wenn man die Leiter wieder in einen Stuhl umgewandelt hat, als Fußbank. Zugleich mit diesem Stahlfuß habe ich mir noch ein anderes ‚Patentmöbel‘, einen sogenannten ‚Viktoriastuhl‘ — wenn ich nicht irre, eine der Spezialitäten von Julius Beck in Lemnighammer — angekauft, zu dessen Beschäftigung wir uns aber in mein Privatcomptoir begeben müssen.“

„Doch nicht etwa ein Klappstuhl?“ fragte Blessing.

„Ja wohl, ein Klappstuhl!“

„Nun, da muß ich einmal sehen, ob ich nicht das halbe Duzend voll machen kann. Fünf Klappstühle verschiedener Konstruktion habe ich nämlich bereits glücklich in meinem Besitze... Das ist also der neue ‚Zusammenklappbare‘!“

„Kann man sich etwas Einfacheres denken?“ fragte Hirschstein.

„Kann! Ich wenigstens kenne — und wie ich bereits bemerkte, bin ich auf dem Gebiete der Klappstühle nicht unerfahren — nur wesentlich kompliziertere Konstruktionen. Hier muß ja auch der Laie den ganzen Mechanismus sogleich auf den ersten Blick übersehen können. Die Verstellung wird doch einzig und allein nur durch Verschiebung dieser zum Stützen der Lehnen- und Fußgelenke dienenden eisernen Stifte in den gleichfalls mit Eisen armirten seitlichen Schlitzen des Sitzes vorgenommen?“

„Ja wohl, und wie Sie sich jetzt überzeugen können, äußert sich diese Verstellung sowohl auf den Sitz, wie auch gleichzeitig auf die Lehne. Wenn ich an ersteren das dort gegen das Vult gelochte Verlängerungsstück mittels zweier Vorstücker befestige, erhalte ich eine Chaiselongue. Unter Anhebung des Sitzes kann man nicht nur diesen und die Lehne für eine beliebige Sitz- oder Ruhelage einstellen, sondern, wie ich Ihnen jetzt zeigen werde, auch ohne weiteres den ganzen Stuhl in die wenig Raum beanspruchende Gestalt einer ebenen Platte überführen. So! Nun wollen wir auch noch das Verlängerungsstück darauf legen!... Wie vergeblich man doch auf seine alten Tage wird! Da sehe ich jetzt auf dem Vulte einen Brief liegen, den ich Ihnen schon seit wenigstens acht Tagen nach den ‚Drei Enten‘ mitbringen wollte. Derselbe sieht doch mit seinen tief-schwarzen, scharfbegrenzten Lettern, von denen sich sogar die und da schöne rote Anfangsbuchstaben wirkungsvoll abheben, ganz wie gedruckt aus und doch ist er, wie mir ein Vertreter der Remington-Schreibmaschine, A. Beyerlein in Stuttgart, erklärt, mittels der Maschine geschrieben.“

„So schöne Maschinenschrift habe auch ich noch nicht gesehen und man erkennt, wie diese Kunst sich zusehends vervollkommenet. Ich freue mich schon, wenn ich gelegentlich — leider immer noch zu selten — einen in den bisher üblichen dunkelvioioletten Drucklettern geschriebenen Brief empfangen. Wie leicht und angenehm liegt sich nicht das mit der Maschine Geschriebene! Wenn ich nicht gar zu wenig Veranlassung zum Schreiben hätte, ich hätte mir schon längst eine Schreibmaschine angeschafft.“

„Würden Sie mir raten, für meine beiden Korrespondenten Schreibmaschinen anzuschaffen?“ fragte Hirschstein, „denn mein Buchhalter wird keinen Büchern wohl schwerlich mit der Maschine beikommen können.“

„Dies wird aber auch,“ entgegnete Blessing, „die einzige Schreibarbeit sein, zu der sich die Maschine nicht benützen läßt, sonst kann man mit derselben alles nur Denkbare beschreiben: Postkarten, Briefumschläge, Visitenkarten, selbst vorgegedruckte Formulare, Tabellen, Fakturen und so weiter. Für Ihre beiden Korrespondenten, selbst wenn dieselben mit der Feder von morgens bis abends anhaltend zu thun haben sollten, werden Sie nur eine einzige Schreibmaschine gebrauchen, mittels welcher dann entweder einer der Herren die gesamte bisherige Schreibarbeit allein, oder jeder derselben sein Pensum in der Hälfte eines Tages bewältigen kann. Dabei braucht sich dann in keinem Falle der Schreiber im entferntesten so anzustrengen, wie bisher mit der Feder, denn die Maschine verteilt die Arbeit gleichmäßig auf beide Hände und sogar auf alle zehn Finger derselben, während die Feder fast aus-

schließlich nur die drei ersten Finger der rechten Hand in Anspruch nimmt. Daß man die Maschinenschrift auch kopieren kann, ist Ihnen wohl bekannt?“

„Ich schloß es aus dem mir wohlbekannten Aussehen kopierter Briefe, das mir auch bei den mit der Maschine geschriebenen Briefen auffiel. Nur möchte ich noch gern wissen, ob eine derartige Maschine viel Raum beansprucht, denn ich habe in meinem Comptoir keinen Ueberfluß an Lehteren.“

„Nicht mehr, als eine Nähmaschine, deren ganzen Habitus Sie auch bei der Schreibmaschine wiederfinden! Vorn, in einer von den Fingern gut zu beherrschenden Höhe liegen, in vier Reihen verteilt, die Tasten, von denen jede einen Buchstaben, eine Zahl oder ein anderes Schriftzeichen trägt. Durch Anspielen dieser Tasten schnell man kleine, vorn einen erhabenen gravirten Buchstaben oder ein anderes Schriftzeichen tragende Stahlhämmer gegen das um eine Gummiwalze befestigte zu beschreibende Papier. Nach dem Abdrucken jedes Zeichens schiebt sich diese das Papier haltende Walze selbstthätig um den gehörigen Zwischenraum weiter und nur zwischen den einzelnen Wörtern muß man, und zwar durch Anschlägen einer besonderen Taste, nach eigenem Ermessen einen größeren oder kleineren Zwischenraum bilden. Korrekturen lassen sich jederzeit anbringen und die Größe des Zeilenabstandes unterliegt keinerlei Beschränkung, ebensowenig wie die Länge der Zeilen, das heißt, Sie können die in der Konstruktion gegebene Zeilenlänge ganz nach Belieben kürzen. So eignet sich die Maschine auch ganz vorzüglich zum Schreiben von Gedichten.“

„Leitete kommen in meinem Geschäft eigentlich nur verhältnismäßig selten vor,“ bemerkte Hirschstein lächelnd. „Eine Schreibmaschine muß ich aber haben, das ist während Ihrer Auseinandersetzung bei mir zum festen Voratz geworden. Ich weiß nur noch nicht, ob ich eine solche Maschine demnächst zu meinem Geburtstage mir selbst schenken soll, oder ob ich lieber bis zu Weihnachten warte und dann mit derselben auch den beiden erwähnten Herren zugleich ein nützliches Weihnachtsgeschenk mache.“

Ueber die Wirkung des lang dauernden Sitzens auf die Form der Wirbelsäule

hielt Dr. Billroth kürzlich in Wien einen Vortrag, dessen Wert so wichtig für alle Eltern ist, daß wir ihn hier keinem Zufalle nach wiedergeben wollen. Er führte auch vierundzwanzig Kinder (darunter drei Knaben) vor, welche bereits die Schule besuchen und mehr oder minder schief gewachsen sind. Hofrat Billroth erklärte nun, daß die Geradhaltung der Wirbelsäule immer das Resultat einer dauernden Muskelanspannung sei. Unser gewöhnliches bequemes Sitzen ist mehr ein Liegen. Das gerade, anständige Sitzen kann nur durch energische Erziehung erzielt werden. Wird die Aufmerksamkeit der Kinder beim Sitzen auf andere Dinge konzentriert, so läßt die Muskelanspannung nach; die Wirbelkäufe werden durch den schweren Kopf nach vorn gebogen; will das Kind diese dem Lehrer gleich auffallende Haltung vermeiden, so stützt der Oberkörper zunächst in seinem unteren Teil nach einer Seite zusammen (meist nach rechts), und das Kind wendet den oberen Teil nach links, um das Gleichgewicht zu behalten. So wird die Wirbelsäule der sitzenden Kinder beim Unterrichte in gleicher Stellung hundenlang schief gehalten; die Schulbänke haben oft keine oder ungewöhnliche Lehnen; es wird den Kindern auch wohl verboten, sich beim Unterrichte an die Lehne zu stützen, weil sie dann bei ungewöhnlicher Reizung der Lehnen in eine halb liegende, unanständige Stellung geraten. Die Folgen der Wirbelsäulenschiefheit: hohe Hüfte, hohe Schulter, schiefe Brust, werden von den Eltern der Kinder zuerst bemerkt, da sich die Schiefheit der verflochten liegenden Wirbelsäule dem Auge des Laien entzieht. Die vollständige Heilung hochgradiger Scoliose (Schiefheit) ist nicht zu erzielen. Die ganze Aufmerksamkeit und Behandlung muß sich also darauf konzentrieren, das Zustandekommen der Schiefheit zu verhüten und beim ersten Auftreten derselben alles anzuwenden, was einen Fortschritt des Uebels begünstigen kann. Scoliosen kommen nur bei Kulturvölkern vor. Etwa fünfundsiebzig Prozent der Scoliosen sind weiblichen Geschlechts. Die Ursache davon ist anhaltendes Sitzen beim Lernen und Schreiben zu Hause und in der Schule, oft in schlecht ventilirten Lokalitäten. Wir sind ja unnatürliche Menschen, wir sind zu viel im Hause und sitzen zu viel. Dann kommt die Erschlaffung und die Ueberbürdung der Kinder mit Schularbeiten hinzu. Diese Schädlichkeiten wirken am meisten auf die Kinder, die bei sehr raschem Wachstum matt und schlaff werden, besonders aber auf phlegmatische, von Natur schlaffe Kinder. Auch die Rechtsantirung des Menschen trägt viel zum Schiefwerden bei. So summiren sich die kleinen Schädlichkeiten, die Wirbel kommen nicht mehr zu voller Entfaltung und werden nach und nach schief. Zur Vermeidung und Behandlung der Scoliose nützen Reizepte nichts. Die Behandlung ist eine außerordentlich schwere. Zunächst energische Charaktererziehung, unausgesetztes Erünnen, immer auf die Körperhaltung zu achten, dadurch Gewöhnung zur unbewußten gleichmäßigen, dauernden Muskelanspannung, dann Ausbildung der gesamten Muskelkräfte des Körpers: Turnen, Reiten, Fechten, Schwimmen, kalte Abreibungen, Massage. Nicht zu lang dauerndes Sitzen, Arbeiten im Stehen und Liegen. Was die mechanischen Mittel betrifft, um wenigstens die Stellung der Kinder beim Sitzen möglichst günstig zu gestalten, so ist eine zweckmäßige Einrichtung der Arbeitstische und Sessel von großer Bedeutung. Unsere gewöhnlichen Sessel sind da gar nicht zu brauchen. Die Kinder müssen vor allem eine Stütze im Kreuz haben, die Tischplatte muß so eingerichtet sein, daß sie zu dem Kinde kommt, kurz, das Kind muß so fest und sicher sitzen, daß es nicht ermüden kann, daß es nicht nötig hat, sich nach vorne, rückwärts oder seitwärts zu beugen. Auf den gewöhnlichen Stühlen ist das Kind verloren, wenn es ermüdet ist. Hofrat Billroth verwies auf die im Saale ausgestellten hygienischen Kinderpulte vom Ingenieur Th. Krefschmar, und sprach dann über die ärztliche Behandlung mit Wiedern, Geradhalter und so weiter. Er schloß mit den Worten: „Vor zwanzig Jahren schon wurde in der Schweiz die Schulbankfrage als eine der wichtigsten Lebensfragen bezeichnet und schnell und endgiltig erledigt. Die Schulhäuser und deren Einrichtung sind die Stadmeister für die Höhe der Kultur.“

Am Allerseelentag.

Eine Erzählung aus dem Wiener Leben

von

Auguste Groner.

(Nachdruck verboten.)

Die Mehlmesserlani war das hübscheste Mädchen am Grund; das hübscheste und das gefälligste. Sie hatte wohl Bekannte, aber keine Freundinnen, denn keine von jenen ließ sich's bieten, daß die Leni sie nur als „Folie“ mitnahm, wenn sie gepußt in den Prater ging oder auf das Glacis, um mit den hübschen Studenten oder den Offizieren — denn billiger gab sie es nicht — zu kokettieren. Wenn sie hinter den blanken Scheiben des Mehlmesserladens stand, der ihrer Tante gehörte, schauten gewiß alle Herren hinein, welche die Hauptstraße passirten, und es wäre so mancher eingetreten, hätte er nur irgend etwas in dem Laden gewußt, das er hätte kaufen können. Doch derlei gab es nicht und so mußten sie sich begnügen, viel-sagende Blicke mit der schönen Landsträgerin zu tauschen, die Hand aufs Herz zu legen und zu seufzen. Freilich, des Sonntags stand mancher in der Nähe und wartete auf die Verehrte, die denn endlich auch — der Gottesdienst hatte meist längst begonnen — in vornehmen Gewändern aus dem Hause trat und geziert, wie ihr ganzes Wesen war, den Weg nach St. Rochus einschlug. Da kam es wohl vor, daß mehr als ein junger Mann denselben Weg nahm und — je mehr es waren, desto seliger wurde das Lächeln um die frischen Lippen des eiteln Mädchens. So ging es mehrere Jahre. Frau Stüber, ihre Tante, wurde um die Zukunft ihrer verwaisten Nichte besorgt, die wohl Bewunderer, aber keine Bewerber fand.

Eines nach dem andern von den minder hübschen Mädchen der Nachbarschaft waren glückliche Frauen geworden, und Lene, die Schöne, die Reiche, die Gebildete — denn wer sang so hell wie sie und so rührend zur Gitarre und konnte Vannerwalzer und Hummelsche Sonaten auf dem Spinette spielen, wie sie es that? — Lene also, die in jeder Beziehung jenen vorzuziehen war, wartete vergeblich auf einen Mann. Freilich hatte sie zwei Freier gehabt. Der erste aber war kaum zu zählen und der zweite? Nun, wir werden sehen! Jener war ein tief verschuldeter Offizier, der kaum die Lene, sondern wohl nur die Wertpapiere geerbt hätte, die wohl verschlossen in Tantens Schlafzimmer aufbewahrt wurden. Daß Lene reich war, wußte jeder, denn sie sorgte dafür, es bekannt zu machen, daß sie nur einen kleinen Teil der Interessen ihres Vermögens, in Sammet und Seide, Schmuck und Spitzen umgeseht, auf ihrem Leibe trage. Der eine Freier also, der seine Eier nach Geld allzu deutlich verriet, wurde mit Recht ohne Schonung fertigeschickt. Der zweite war ein hübscher blonder Mann, ein Beamter mit geringem Gehalt in bescheidener Stellung. Ludwig Müller hieß er und wohnte der Frau Stüber gegenüber. Da sah er denn nur allzu oft für seine Ruhe die schöne Lene, der auch er gesiel und die auf ihn hauptsächlich dadurch aufmerksam wurde, weil er nicht, gleich den anderen, ihr offen huldigte und sie suchte. Sie hatte nichts Eiligeres zu thun, als diesen halsstarrigen Menschen für ihre Schönheit zu bekehren und ihn zu ihrem Verehrer zu machen, wie es die anderen waren.

Es gelang ihr bald genug. Der einfache, liebenswürdige Mann war viel daheim, da er seine fränkische Mutter nicht allein lassen wollte. Beide lebten mit einer alten Dienerin ruhig und behaglich und das schöne vis-à-vis, das sich bald im ersten Stock an den Fenstern des Wohnzimmers zeigte, bald sich unten im Laden zu thun machte, war ein Reiz mehr im arbeitsreichen und arbeitsfrohen Leben Ludwigs. Wie gerne sah er von seiner Arbeit auf und hinüber, wo das schöne Mädchen sich so grazios bewegte und bald da, bald dort zu sehen war. Frau Müller und Susanne, ihre treue Magd, freilich hatten es sehr bald weg, daß all das nur blinder Lärm war und Lene eigentlich den ganzen Tag nichts that, das der Rede wert gewesen wäre. Ludwig aber meinte, sie leiste ganz Bemerkenswertes in ihrer ewig trällernden, ewig lächelnden Emsigkeit.

Nur bei einem Dinge gaben auch die Frauen zu, daß sie beständig und unermüdet sei — wenn es nämlich galt, ein Kleid, einen Umhang oder einen Fußgegenstand anzufertigen. Da sah sie wohl stundenlang an ihrem Nähstich und schneiderte und nähte und verfertigte gar reizende Dingerchen, die ihre Schönheit noch mehr erhöhten und verführerischer machten.

Da vergaß sie wohl Essen und Schlafen, und wenn noch in später Nacht ihre Nadel flog, um unnötigen Fitterram zu anderem zu schaffen, stand drüben ein hübscher blonder Mann am Fenster und schaute mit leuchtenden Augen nach der lieblichen Arbeiterin.

Sein Mütterchen drehte sich oft schlaflos auf ihren Kissen und schaute gedankenvoll auf den schmalen Lichtstreifen, der durch die Spalte der Thür fiel, hinter der ihr Sohn noch wachte, nicht um zu studiren, zu arbeiten — sie hört ja das Fenster klirren, durch das er zu der hinüber-sieht, die sie trotz Schönheit und Reichtum am wenigsten als sein Weib sich denken kann.

Was spricht man von ihr alles in der Straße, wie laut rerurteilt man ihre Eitelkeit, ihre Puzsucht, ihre Raschhaftigkeit, ihren Müßiggang. Zuerst glaubte Frau Müller, es sei der Reiz, der so urteile; dann beobachtete sie selbst und



Der Kriegsbefehl. Zeichnung von Frank Cox. (S. 146.)

sah die Wahrheit alles dessen, was man erzählte, und zugleich mit tiefer Sorge, daß ihr Sohn sich mehr und mehr dem Mädchen zuwende, das niemand wirklich liebte und niemand achtete.

Als kluges Weib, als kluge Mutter hütete sie sich wohl, ihm das Gerede der Leute und ihre eigenen Beobachtungen mitzuteilen.

Er hätte sie verteidigt, der Optimist, der hier obendrein verliebt war, und es konnte schlimmer werden, denn die, für die wir kämpfen, die lieben wir bereits. Und noch war es nicht so weit. Aber es kam bald dazu. Helene führte alles ins Treffen, was einen Mann bewältigen kann. Ihre Schönheit, ihre Grazie, ihr lieblicher Gesang mußten auf seine Sinne wirken. Ist doch jeder Sinn ein Weg zum Herzen und wie gut kannte das raffinierte Mädchen all diese Wege und wie sicher ging sie sie. Dennoch hatte sie es noch nicht weiter gebracht, als daß er sie ehrfürchtig grüßte.

Ehrfürchtig! das war etwas Neues. Sonst grüßte man sie vertraulich, verstohlen oder herausfordernd. Seine Art war ihr neu, aber nicht ewig neu und somit bald langweilig.

Eines Tages traten beide gleichzeitig auf die Straße, er, um nach der Stadt zu gehen, sie, um nach dem Weiter zu schauen. Er sah herüber und bemerkte, wie sie — es war Glatteis — strauchelte.

Ein kleiner, allerliebster Schrei entfuhr ihr dabei und schon stand er an ihrer Seite, sie zu stützen. Ein wenig verlegen dankte sie. Sie war selbst überrascht über die Günstigkeit des Zufalls und sah erst jetzt so recht, wie hübsch und männlich Ludwig war. Nach einigen Worten des Dankes eilte sie in den Laden zurück. Er ging wie im Traume nach seinem Bureau und fühlte den ganzen Tag den Druck ihrer warmen, kleinen, weichen Hand.

Da er heimkam, brachte er ein Bögelnchen mit. Er stellte das Bauer nahe dem Fenster seiner Stube zwischen grünen Blattpflanzen auf. Das Bögelnchen hatte gute Tage, viel Sonne, viel Grün und viel Futter. Letzteres holte Ludwig selbst allwöchentlich im Laden drüben. Immer war es Lenchen, die ihn bediente und die so lange süße Augen machte, bis es ihr selbst süß und warm ums Herz ward und sie an einem sonnigen Frühlingsabend ihre Hand länger in der Ludwigs ließ, als sonst und ihm versprach, sie ihm zu lassen für alle Zeit.

Lenchen war also Braut.

Frau Müller war nichts weniger als glücklich darüber. Wohl liebte ihr Sohn das Mädchen, das schön und klug und reich war — aber war auch das Gegenteil der Fall? War es nicht Strohsfeuer? was da in den Sinnen einer Kette aufflammte für einen schönen, ernst, wenig züglichen Mann, der mehr um sich werben ließ, als selbst warb, der auch als Bräutigam noch Maß in seinen Liebesbezeugungen hatte und nicht der Sklave ihrer Reize wurde, wie es die schöne Braut wollte.

An dem Abend seiner Verlobung hatte er zu seiner Mutter gesagt:

„Fürchte nichts — es war keine Uebereilung. Helene ist leichten Sinnes und verwöhnt, sie hat Fehler, ich weiß das alles, aber wenn sie mich liebt, — und wäre sie mein geworden, wenn sie es nicht thäte? — so werde ich sie heilen. Sieh mich nicht so besorgt an, liebe Mutter, verdirb mir das Glück nicht durch ein trübes Gesicht.“

Da lag seine Mutter in seinen Armen und drückte ihr Liebes, alles, welches Gesicht an sein Herz und hat Gott um Geduld für die kommende Zeit und für ihren Sohn hat sie um das Glück, das er so sehr verdiente. Sehr unruhig war sie nicht, diese einfache, starke Frau, die wußte, daß ihr Sohn ein Mann, ein wirklicher Mann sei, stark genug, die selbstgewählte Zukunft zu lenken und — würde sie trübe sein — sie zu ertragen.

Im Wehmeserhause wurde an der Aussteuer gearbeitet. Lene war natürlich zwischen den feinen Linnen und den Spitzen, dem Batist und Seidenzeugen in ihrem Element; die Schneiderinnen wollten zwar die Geduld verlieren über all die erotischen Wünsche, denen sie nachzukommen hatten, und manche behauptete, sie habe schon eine liebenswürdigere Braut gesehen als die, welche da herumwetterte und das Haus mit Rank und Lärm erfüllte. Doch davon wußte Ludwig nichts. War er da, stellte sich auch ihre gute Laune ein, und es waren freundliche, liebe Stunden, die er an ihrer Seite verlebte.

Doch alles hat ein Ende, auch die Neuheit des Brautstandes.

Man kann nicht immer sanft und liebevoll sein, nicht immer huldvoll und gütig gegen seine Umgebung, nicht immer nur an einen Mann denken, wenn einem so viele nachlaufen, und endlich nicht immer artig gegen eine alte Frau sein, welche die Mutter jenes Mannes ist. Ludwig sah mit peinlichem Erstaunen die langsame, ungünstige Veränderung, die mit seiner Braut vorging. Er machte ihr leise Vorstellungen und fand sie maßlos heftig, er bat sie, dies oder jenes zu lassen, und fand rücksichtslosen Trotz.

Noch liebte er sie oder glaubte sie zu lieben, und empfand tiefen Schmerz bei jeder Szene, die ihm ihre Herzensfalte enthüllte. Strahl um Strahl von der Glorie fiel, die seine Liebe um ihr Haupt gewoben, bis nichts, gar nichts übrig blieb als die sinnliche Schönheit — die man begehren — die man aber nicht lieben kann.

Plötzlich fand er zu seinem bitteren Erstaunen, daß nur der Einband da war zu dem Gedichte, das ein Wert seiner Phantasie war. Nun — mit Einbänden prunkt man, aber

man liest nur den Inhalt und ein Inhalt war hier nicht. Es war ein kurzer, zuletzt ein peinlicher Brautstand, den eine scheinbare Geringsfügigkeit löste.

Helene war eine vorzügliche Tänzerin, und ihre Tante, die auch in den Einband verliebt war, konnte sich's nicht versagen, mit ihm so oft als möglich Staat zu machen.

Eines Abends fuhren beide zu einem Feste, allein — denn Ludwig war seit Tagen nicht von dem Bette seiner schwerkranken Mutter gewichen.

Seine Braut kannte deren Zustand und versagte es sich doch nicht, ein Vergnügen zu genießen, während Ludwig in Angst und Sorge die Nacht am Krankenbette zubrachte. Während sie am Arme eines ihrer Verehrer dahinslog, stützte Ludwig das schwerer werdende Haupt seiner Mutter und nahm von ihr, die ihn in wahrer, starker, selbstloser Weise geliebt hatte, Abschied. Haltet es nicht für eine sinnlose Phrase, was ich hier gesagt. — Glaubt nicht, daß jede Mutter so liebt. Nicht jede Mutter ist ein wahres, starkes, selbstloses Weib — und nur ein solches hat jene Liebe.

Es waren herzige, leise Worte, die da eine sterbende Mutter mit ihrem Sohne wechselte; Worte, wie sie nur gute Menschen in schweren Stunden finden. Während Helene mit glühenden Wangen nach den elektrisierenden Weisen von Vater Strauß tanzte und ganz vergessen hatte, daß es einen Ludwig Müller in der Welt gab, drückte dieser Ludwig die Augen seiner Mutter zu und kniete dann, wie im Schmerze erstarrt, an ihrem Sterbelager.

Auch er hatte es vergessen, daß er eine Braut besaß.

Am andern Morgen versuchte Helene in das Sterbezimmer einzudringen, doch umsonst. „Fremde dürfen nicht hinein!“ hatte ihr Susanne gesagt und war entschlossen vor der Thüre stehen geblieben. Sie fühlte es mit großer Genugthuung, daß sie mit diesem einen Wort alles mit Rinsen zurückgegeben hatte, was das hochmütige junge Ding ihr angethan hatte.

Dennoch hatte Helene sich eine reizende Traueroilette angeschafft. Nicht um eine Welt hätte sie sich diese Gelegenheit entgehen lassen, ihre blonde Schönheit im interessanten Schwarz bewundert zu sehen. Sie sah Ludwig erst wieder, als sie mit anderen Trauergästen an dem Sarge seiner Mutter stand. Sie biß sich auf die Lippen, da sie ein schneidendes Lächeln auf den feinen sah, als sie sich anschickte, zu weinen. In der Reihe der Trauernden glaubte sie die Erste sein zu sollen. Man stelle sich nun ihre Entrüstung vor, als Susanne mit einer entfernten Verwandten der Verstorbenen als Erste in den Zug trat. Ein deutlicher Blick der alten Dienerin sagte ihr, daß sie vorsichtig sein müsse und das Zischeln ihrer Umgebung machte ihr den Weg zur Kirche zur Tortur. Ziemlich nachdenklich fuhr sie allein in einem Wagen zum Kirchhof. Am Grabe hatte sie schon nicht mehr den Mut, sich in die Nähe Ludwigs zu wagen.

Er vermied sie nicht — wie er sie früher kaum bemerkt hatte. Als er zu seinem Wagen ging, mußte er dicht an ihr vorbei. Er sah auf — und sein Blick, gramvoll und verächtlich zugleich, ließ den ihren sich senken.

Am andern Tage brachte Susanne ihr all jene kleinen Andenken zurück, die sie dem Verlobten geschenkt. Ludwig selbst war verreist, da er einige Tage Urlaub zu seiner Erholung erhalten hatte. Während seiner Abwesenheit besorgte Susanne seinen Umzug und Helene sah ihn nie wieder. Den Brief, der ihr mit wenigen Worten ihre Freiheit gegeben hatte, zerriß sie wütend.

Dies war Helenens zweiter Freier gewesen.

Jahre waren vergangen und noch war kein dritter gekommen, wohl aber war ihre Frische nach und nach eine künstliche geworden. Ihre Toilette beanspruchte immer mehr Zeit und ihre Umgebung verlor immer mehr die Geduld mit ihr.

Das Gesicht ihrer Tante war zurückgegangen und deren Gesundheit recht schwach geworden. Dazu kam die Erkenntnis, daß sie nicht ganz schuldlos daran sei, wenn ihre Nichte weder glücklich war noch jemanden glücklich machte. Diese Erkenntnis trug nicht dazu bei, ihre Laune zu verbessern — und Helene hatte oft recht unangenehme Stunden an der Seite der alten Frau. Dann trug Helene nochmals Trauer, ihre Tante war gestorben und die Trauer stand nicht mehr so reizend als vor Jahren — wenn sie auch ein bißchen echter war — denn das Alleinsein thut doch recht weh.

Endlich — kaum hoffte sie selbst es mehr — kam noch ein Bewerber.

Es war ein Herr von etwas verbummeltem Aussehen, mit den Manieren eines Kofttäuschers, die er für turfmäßig ausgab, und mit einem Gewissen — so bequem wie Grobvaters Bratenrod.

Dieser Herr wurde angenommen, da ein anderer nicht mehr zu erwarten stand und es doch der schrecklichste der Schreden für eine junge Dame ist — die keine junge Dame mehr ist — wenn das Gespenst der Ehelosigkeit gar zu nahe herankommt.

Helf dann, was helfen kann.

Den Habicht hatte sie verschreckt, der Adler war ihr davongeflogen, warum sollte sie sich nicht wenigstens einen Puterhahn einfangen — neben ihm war sie noch immer ein Silberfasan. Ihr Vermögen war noch ihr einziger wirklicher Besitz, und diesen Besitz sich zugänglich zu machen, verstand ihr Gemahl vortrefflich; nur verstand er nicht, ihn zu vermehren oder auch nur zu erhalten. So kam es,

daß Helene bald mit einem Zustande Bekanntheit machte, der ihr zwar völlig neu, aber nichts weniger als reizend schien, mit dem Zustande der Not, der Sorge, der Armut.

Wie ihr Mann es zuwege brachte, in verhältnismäßig kurzer Zeit ihr immerhin ansehnliches Vermögen zu verputzen, ist wenig interessant.

An jeder Straßenecke könnt ihr verlotterte Gestalten sehen, die Cigarrenstummel suchen und denen der Fuzelduft einer Branntweinkneipe ungeheuer verführerisch dünkt und die doch einst in Glanz und Reichtum lebten, denen das übermüthige Herz unter knisternder Seide schlug, die ihren Sinnen das Beste der Erde zuführten und deren Seele doch das Schlechteste aus all dem Guten sog, die schon, da man noch den Hut vor ihnen zog und sie Ehrenmänner schalt — verlotterte Lumpe waren.

Was all diese dunklen Existenzen zuwege brachten, warum hätte er es nicht können sollen, den wohl nie einer einen „Ehrenmann“ geheißt!

Des Liedes Ende war, daß er eines Tages im Spital starb und sein Weib im größten Glende zurückließ.

Längst war jede Spur ihrer Schönheit dahin — aber mit ihr auch die Eitelkeit und der Hochmut.

Sie hatte in den Tagen der Not und der Verlassenheit Zeit genug zur Einkehr in sich selbst gefunden und mit Schaudern erkannt, welche Irrwege sie gegangen war. Am Beginne dieser Selbsterkenntnis war sie fast verzweifelt, dann tief unglücklich und bitter gewesen und nach und nach erst zur Reue gesundet, und da diese in ihr Herz zog, da sie endlich dahin gekommen war, niemandem anderen, nicht ihrer Erzieherin, nicht denen, die sie verwöhnt hatten, und nicht dem Schicksale, sondern nur sich — nur sich ganz allein die Schuld an ihrem verfehlten Dasein zuzumessen, da stand sie endlich auf festem Boden, auf dem sich weiter gehen ließ — und sei es auch nur, um ein Ziel zu erreichen, — ein ruhiges Ende.

Wieder sind Jahre vergangen. Frau Leni, so nennt man sie jetzt, hat sich ehrlich, wenn auch sauer genug, durchgebracht, die bleiche Frau im ärmlichen Gewande mit den Zeichen kaum überstandener Krankheit im schmalen Gesichte, die eben aus der Hand eines hübschen Stubenmädchens eine Grablaterne nimmt und ein tüchtiges Paket von guten, nahrhaften Dingen, die dankerfüllt der „Gnädigen“ die Hand küssen läßt für das große Tuch, das ihr diese geschenkt, damit sie morgen nicht gar zu arg friere, und für die drei Gulden, die der Lohn für die Grabwache sind und der Armen eine sorgenlose Woche bedeuten — diese bleiche Frau ist die einstens so übermüthige Helene.

Morgen ist Allerseelen. Eben jetzt ist das Mädchen bei ihr eingetreten und hat sie gefragt, ob sie die Laterne draußen am St. Marter Friedhof hüten will, die „Gnädige“ habe von ihr gehört und möchte ihr gerne den Verdienst zuwenden.

Ob sie will? Ei ja! Wie gern! Darf denn ehrliche Armut erst überlegen, ob sie ehrliches Brot verdienen will? Mit beiden Händen muß sie zugreifen, wenn auch diese Hände noch zittern vor Schwäche. Mit beiden Augen muß sie ausschauen darnach, auch wenn diese Augen, noch krankheitsmüde, sich gerne schlößen, am liebsten für immer.

Frau Leni will also, das ist selbstverständlich, und lauscht aufmerksam auf die Weisungen des Mädchens, das ihr die Grabnummer gibt.

Das Mädchen geht und Frau Leni ist wieder allein. Sie sucht die wärmsten Stücke ihrer Garderobe hervor und legt sie zurecht.

Auch das neue Tuch und die Schwären, die ihr die unbekante Dame geschickt hat. Früh geht sie zu Bett, denn früh soll sie auf und draußen sein. Und bevor sie an ihre Pflicht geht, hat sie ja noch eine andere zu erfüllen. Sie muß am Grabe ihrer Tante ein Vaterunser sprechen — denn wenn sie von ihr auch nicht auf die rechte Weise geliebt worden war — geliebt war sie doch worden.

Am nächsten Morgen geht sie mit der Grablaterne, dem Feldstuhle und einem Päckchen voll Schwären durch die Strafen, in denen ein wenig Schnee liegt, der von einem eisigen Wind durcheinander gewirbelt wird. Endlich geht sie zur Linde hinaus und am Neustädter Kanal hin und betritt den Friedhof. Noch sind wenig Leute da, noch hat sie Zeit, zu einem schmucklosen Grabe zu treten und dort ein Gebet zu sprechen; dann sucht sie das Grab auf, das sie heute zu hüten hat. Es ist ein schön gehaltener Hügel, dicht mit Epheu überwuchert. Auf dem Granitobelisk steht in goldenen Lettern: „Dem Andenken der besten Mutter.“

Kein Name, kein Datum. Doch das interessiert sie ja auch nicht. Sie zündet mit ihren erstarrten Fingern die Kerze in der Laterne an, pflückt die weissen Blätter aus dem Epheu und entfernt die Spinnweben. Dann setzt sie sich auf den mitgebrachten Stuhl, eines der wenigen Stücke aus ihren Mädchenjahren, die sie noch besitzt, und hält sich, so gut es geht, ein.

Schon kommen einzelne Gräberbesucher.

Da sind welche, die noch Trauer tragen und mit roten Augen von den frischen Hügeln gehen, und andere, die schon genug gefast sind und Augen klar genug haben, um alle Grabchriften lesen zu können und alle Kränze zu bemerken; deren Stimme ruhig genug ist zum Plaudern und zum Kritifiren, die wohl auch in der Tasche die Hände an warmen Kaffianen wärmen und ganz gewiß auf dem Heimweg in eine Schenke gehen. Jetzt kommt eine kleine Familie den Gang herauf. Ein großer Herr, eine schlankte Dame, ein kleines Mädchen. Jedes von ihnen trägt einen Kranz von frischen

Blumen. Bei dem Grabe, das Frau Leni hütet, bleiben sie stehen. Sie fährt aus ihrem Brüten auf. Sie fährt aus ihrem Stuhl empor und zieht die Haube tief in ihr Gesicht. Niemand von diesen Dreien hat es gesehen, wie unbeschreiblich verwirrt, wie tief errötet sie war.

Regungelos steht sie da und betrachtet die Betenden, die ihre Kränze still auf das Grab legen. Sie betet nicht, es sei denn, das demütige Hinnehmen einer furchtbaren Strafe sei Gebet.

Wie ein Blitz ist die Erkenntnis in sie gedrungen, daß sie ein Grab hütet, an dem sie schon einmal gestanden, ein Grab, in dem auch ihr Glück liegt. Der vornehme Mann, der da mit gesenkten Blicken betet, er hat sie um dieses Grabes willen aufgegeben. Hier hat sie zum erstenmale den Unwillen der Menschen laut werden gehört, hier hatte sich Ludwig — der da wieder vor ihr stand — öffentlich von ihr losgesagt, die die Sterbenacht derjenigen, die da unten lag, vertanzte.

Ihr Haupt sinkt wie unter einer schweren Last und ihr Leib wird von Frost geschüttelt, aber so viel Kraft hat sie noch, sich still zu verhalten, bis sie gehen, diese Menschen, die sie gedungen haben, an diesem Grabe zu wachen.

Sie kann nicht anders, als die Hände ringen, da sie an alles denkt, wie es hätte kommen können und wie es kam. Auf diese gerungenen Hände fällt der Blick des Herrn, er sieht einen Goldreif dort glänzen — vielleicht war er wertlos oder zu wertvoll für sie — sie hatte ihn nie veräußern mögen. Er erkennt diesen Ring, und nach und nach die Trägerin desselben. Unendlich Mitleid steigt in seinem Antlitz auf, und schon will er eine Bewegung nach ihr hin machen; doch rasch besinnt er sich und bittet seine Frau mit etwas belegter Stimme, zu gehen. Frau Leni zieht nochmals die Haube ins Gesicht und küßt die Hand der Dame, die ihr einige gütige Worte sagt. Dann hört sie, wie das Kind bittet: „Ich möchte gerne länger bei Großmama bleiben.“ Es ist eine liebe, weiche Stimme, die ihr gar so weh thut in dem Gedanken, daß es die Stimme ihres Kindes sein könnte.

Trotz der Bitte seines Töchterchens geht Papa fort und Frau und Kind folgen ihm, der es gut weiß, daß die Tote es heute verzeihen wird, daß sie nur so kurzen Besuch hatte, ob dem ein schamerfülltes, gebeugtes Weib schon so viel gelitten.

Wie der Tag zu Ende geht, Frau Leni weiß es nicht. Sie weiß nur, daß sie unerträglich müde ist, da sie abends heimzuschleicht. Sie zündet, da angekommen, kein Licht an, sie macht kein Feuer, auf daß es sie weniger friere, auf daß es heller werde um sie. Sie weiß doch, daß es heute dunkel und kalt bleiben würde um sie, was immer sie dagegen unternehmen wollte. Sie legt sich also in der finstern, kalten Stube zu Bett und endlich findet sie Thränen über ihre grenzenlose Beschämung und ihr Elend.

Am nächsten Morgen klopft ein zierliches Fingerglied an ihre Thüre und das blonde Kind von gestern steht mit dem Stubenmädchen der „Gnädigen“ draußen, da Frau Leni öffnet. Man bringt ihr wieder allerlei Notwendiges und Gutes und — Arbeit — angenehme, leichte Arbeit, die auch eine kränkliche Frau ganz gut im warmen Zimmer besorgen kann.

Die Dame läßt ihr sagen, daß sie, so viel sie wolle, zum Nähen und Ausbessern bekommen könne und daß sie nur für die Tage der Kälte oder Krankheit nicht sorgen soll. Ob die arme Frau es ahnt, daß Ludwig sie doch erkannt — oder ob sie denkt, daß er eine gar gute und mildthätige Frau bekam — ich weiß es nicht, ich weiß nur, daß von nun an die Sorge wenigstens von der Schwelle der Frau Leni wich und demütiger Friede mehr und mehr die bittere Reue aus ihrem Herzen verdrängt — die bittere Reue über eine verfehlte Jugend.

Andreas Achenbach in seinem Atelier.

(Bild S. 149.)

Der 29. September zeigte Düsseldorf im vollen Glanze einer festlichen Kunststadt; Künstlerchaft und Bevölkerung hatten sich vereinigt, Meister Andreas Achenbachs, des größten deutschen Landschaftsmalers der Gegenwart, siebenzigsten Geburtstag festlich zu begehen. Die Spitzen der Staats- und städtischen Behörden waren erschienen, dem Gefeierten den Ehrenbürgerbrief der Stadt zu überreichen, die Vorstände der verschiedenen Künstlerverbände, Deputationen aus den deutschen Kunststädten und von den Akademien überbrachten Glückwünsche und Adressen; die Universität Bonn sandte ihr Doktordiplom honoris causa, Frankfurt überreichte einen gewaltigen Blumenstrauß, und unzählige von anlangenden Telegrammen und Briefen bewiesen ferner, wie weit des Meisters Ruhm gedrungen und wie alle Welt den frohen Tag mitfeierte.

Andreas Achenbach, der nunmehr Siebenzigjährige, ist am 29. September 1815 in Kassel geboren. Sein Vater war Kaufmann und wechselte als solcher oft seinen Aufenthalt, bis er sich im Jahre 1823 dauernd in Düsseldorf niederließ. Nicht selten begleitete der heranwachsende Andreas ihn auf seinen Reisen, was frühzeitig die Beobachtungsgabe des geistig geweckten Kindes entwickelte. Im Jahre 1827 kam der talentvolle Knabe auf die Düsseldorfer Akademie, wo er Schüler des berühmten Professor J. W. Schirmer wurde, und trat 1835 aus derselben, ohne jedoch in jenem Maße geschätzt worden zu sein, wie es seine spätere Entwicklung etwa vermuten ließ. Anfanglich neigte er sich der Architektur zu, der Beruf seines Vaters sollte jedoch bedeutungsvoll für ihn werden; auf einer Geschäftsreise durch Holland über Dänemark nach Schweden und Norwegen, wohin der Sohn ihn begleitete, eröffnete sich dem jungen Künstler eine neue Welt. Das

Meer, die skandinavische Hochgebirgswelt bezauberten ihn und lösten ihm das Geheimnis der nordischen Natur — sie schufen Andreas Achenbach, den genialen Großmeister der Landschaft. Eine spätere Reise nach Süddeutschland und Italien war künstlerisch weniger fruchtbar, bot aber den ersten Anstoß zum Uebertritt des Künstlers, der Protestant war, zum Katholizismus, dessen eifriger Anhänger er heute noch ist.

Andreas Achenbach ist mit der Tochter einer angesehenen nieder-rheinischen Familie vermählt, die ihm zwei Söhne und drei Töchter geboren hat; von ersteren ist der ältere, unter dem Namen Max Alvarh, großherzoglich sächsischer Kammerkammerling in Weimar.

Neben dem Titel eines königlichen Professors besitzt Achenbach wohl alle Auszeichnungen, die einem hervorragenden Künstler zu teil werden können; daneben ein selbstgeschaffenes Vermögen, das ihm ein glanzvolles, vornehmes Leben gestattet. Sein palast-artiges Haus in Düsseldorf, von dessen prächtigen, mit hohem Kunstsinne geschmückten Räumen unsere Illustration nur einen, aber wohl den bedeutungsvollsten schauen läßt, ist ein wahres Kleinod von vornehmer, stilvoller und doch warm anziehender, das Gefühl der Häuslichkeit überall wahrnehmender Eleganz. Das „Selbstporträt Achenbachs in seinem Atelier“, das wir in getreuer Wiedergabe bringen, ist Eigentum der Achenbachschen Familie.

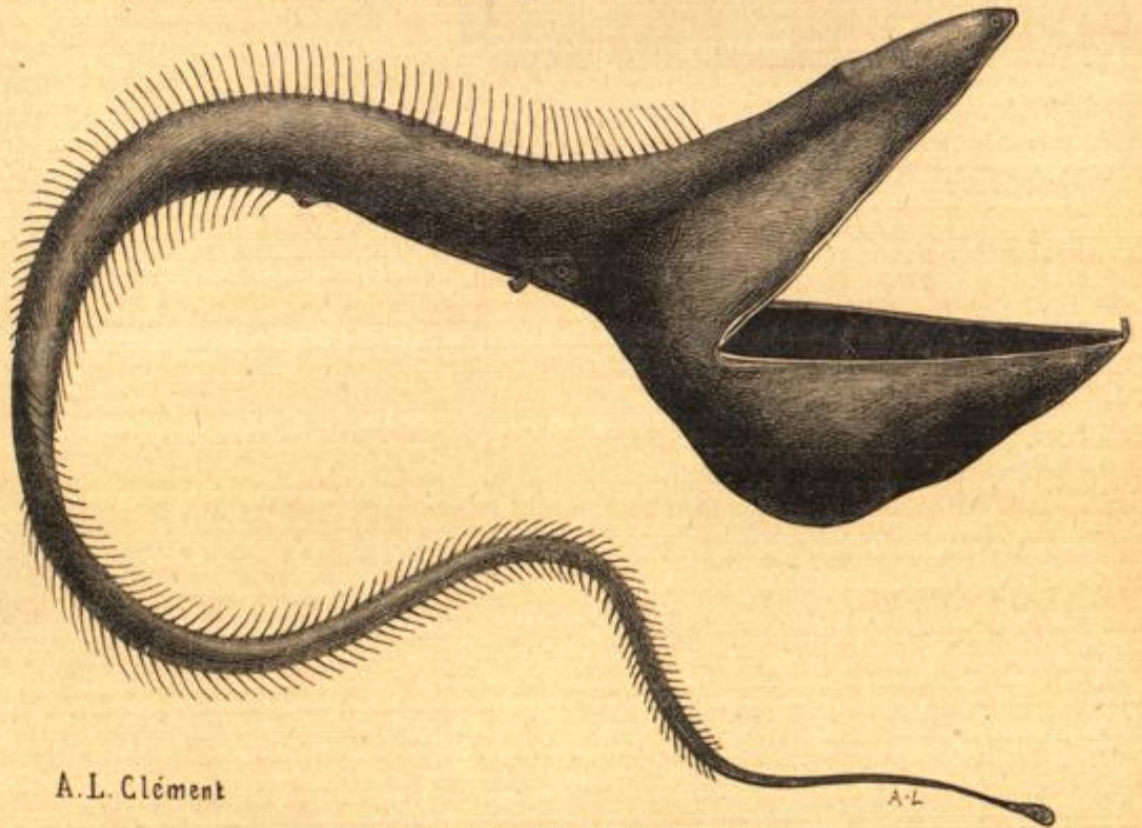
Wäge dem Siebenzigjährigen bescheiden sein, noch lange Jahre in ungeschwächter Kraft und Schaffensfreudigkeit den Pinsel zu führen — ein Fürst im Reiche seiner Kunst, ebenbürtig den großen Meistern der Vergangenheit.

Ein neu entdeckter Fisch.

Die Tiefseeforschung, eine wissenschaftliche Methode der letzten Jahre, hat ganz seltsame Gebilde des Tier- und Pflanzenlebens zu Tage gefördert, die so originell und wunderbar von Gestalt, Farbe und Lebensbedingungen sind, daß sie die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt haben. Eines der sonderbarsten Lebe-

wesen des tiefsten Meeresgrundes ist jener Fisch, den wir heute unseren Lesern genau der Natur nachgezeichnet vorführen. Er ward entdeckt von N. Milne-Edwards, einem französischen Naturforscher, an der Küste von Marokko, unweit der kanarischen Inseln, in einer Tiefe von 2300 Meter. Die Temperatur der Wasserschicht, in der dieser eigentümliche Fisch lebte, betrug + 5 Grad Celsius, der Meeresgrund war mit rötlichem, beinahe ganz aus Schichtschichten gebildetem Schlamm bedeckt. Professor Vaillant hat diesem außerordentlich interessanten Fisch den Namen Eurypharinx pelocanoides gegeben, weil er von allen bekannten Arten abweicht und in eine besondere Familie von der Klasse der Malacopterygiens subbrachiens eingereiht werden muß. Die Gruppe, der er sich noch am meisten nähert, ist die der Gymnelis, deren Vertreter in den nordeuropäischen Meeren leben.

Dieser Fisch bietet einen sonderbaren Anblick, der von der außerordentlichen Gestalt des Mauls herrührt. Dieses ist nur mit zwei kleinen Zähnen versehen, welche sich vorne am untern Riefer befinden. Im übrigen ist das Maul ganz unbewaffnet. Den Boden desselben bildet eine sehr dehnbare Haut, die eine Art Tasche erzeugt, welche an den Kropf des Pelicans erinnert und wahrscheinlich auch zur Aufspeicherung von Nahrung dient. Vielleicht geht hier auch gleich die Verdauung vor sich wie bei dem Chiasmus niger; der kleine Magen läßt das vermuten. Die Kiemen sind schwach, auf dem Rücken und unten am Bauche sind sie in eine Reihe von freistehenden Stacheln übergegangen. Die Brustfische sind sehr kurz und beweisen, daß der Eurypharinx die Gewohnheit hat, auf dem Boden aufzusitzen. Der Körper spürt sich nach hinten sehr zu und der Schwanz ist überaus dünn. Das Atmungsorgan ist wenig entwickelt; sechs kiemenartige Spalten erlauben dem Wasser einzubringen, ein einziges Paar äußerlicher, von Dedelehen entblöhter Oeffnungen dient zum Ausfluß der Flüssigkeit. Die Farbe des Fisches ist sammetwarz und seine Länge beträgt etwa einen halben Meter.



A. L. Clément

Ein neu entdeckter Fisch auf dem Meeresgrund.

Eine türkische Hochzeit im alten Stambul.

Von
Freiin Adelsma von Sap.

(Nachdruck verboten.)

„Möchten Sie mit mir eine echt türkische Hochzeit besuchen?“ war die Begrüßung meiner Freundin, als sie eines Morgens in Konstantinopel zu mir in die Stube trat.

„Meinen Sie wirklich eine echt türkische Hochzeit?“ fragte ich erstaunt, wohl wissend, daß die Anwesenheit von Fremden bei solch einem Feste zu den seltensten Ausnahmen gehört. Meine Freundin blieb dabei und versicherte, daß wir zu den eingeladenen Gästen gehören; die Hochzeit sollte in Stambul im Hause eines Bey's stattfinden. Die Braut sei — so sagte meine Freundin — die einzige Tochter ihrer Eltern und, besonders von dem reichen Effendy, der die Partie gemacht habe, viel geliebt und sehr verwöhnt; die Ceremonien sollten nach alttürkischem Gebrauch abgehalten werden. Ich war entzückt, und wir gingen. Vorher mußte ich jedoch eine griechische Dame, welcher wir die Einladung verdankten und die uns als Dolmetsch dienen sollte, besuchen.

Um elf Uhr vormittags erreichten wir im Mittelpunkt Stambuls das Haus der Braut. Die Thore des Hauses waren weit geöffnet, da nach türkischer Sitte jede Türkin an dem Tage das Haus betreten darf, um die Braut zu sehen; wir fanden daher die ganze weibliche Nachbarschaft dort versammelt.

Am Eingang der Hauptthür standen der lebenswürdige Effendy und der Bruder der Braut, uns erwartend. Eine Unzahl Diener füllte die Halle des Hauses; auf der Treppe war eine Musikcapelle aufgestellt, sie spielte einen lebhaften türkischen Marsch.

Der Effendy war in europäischer Kleidung, so auch sein Neffe, beide empfingen uns unendlich liebenswürdig und führten uns die Treppe hinauf; ein Zeichen von Hochachtung ist es, wenn der Herr hinter der Dame geht, ihre beiden Ellenbogen haltend, eigentlich sie vorwärts schiebend, auf diese Art wurden wir geführt. Einige Räume durchschreitend, erreichten wir das Empfangszimmer, in dessen Mitte die Braut, von Frauen umgeben,

stand. Ein schwarzer Eunuch war dicht hinter ihr, ihr die beiden Ellenbogen haltend. Der Effendy stellte uns keine Nichte vor, welche uns mit großer Würde und Grazie empfing, zum Zeichen des herzlichsten Willkommens küßte sie uns auf beide Wangen. Da sie ohne Schleier war, konnten wir ihre Schönheit bewundern. Ihre Toilette bestand aus blaßblauen, reich mit Silber gesticktem Atlas; ein langer, silbergestickter Schleier hing vom Kopfe bis zur Erde hinab, an beiden Seiten des Kopfes waren viele feine Silberfäden angebracht, die wie ein Regen von Silber ausfielen, ebenfalls fast bis zur Erde herabhängend. Einige lange weiße Straußfedern, mit Diamanten besetzt, vervollständigten den Kopputzug nebst einem Diadem von Diamanten über der Stirn, an beiden Schläfen waren zwei ungeheure Solitärs angebracht. Um den Hals trug sie eine Brillanckette, an welcher ein Herz von Diamanten hing, an den Armen ebenfalls viele schmale Silberreife mit Diamanten besetzt. Die Braut trug uns nun einen Platz auf dem Divan an, sie selbst aber blieb stehen, bis wir sie zum Sitzen nötigten. Nun erschien die Mutter der Braut, um uns zu begrüßen, sie stellte uns eine Schwester des Bey's vor, die nicht mehr sehr jung und unverheiratet, somit eine alte Jungfrau war, was bei den Türkinen sehr selten vorkommt; der Grund, warum sie nicht geheiratet hatte, war die große Liebe zu ihrer Mutter; der Kummer ihrer Mutter bei der Verheiratung ihrer älteren Schwester war so groß, hatte sie so sehr ergriffen, daß sie das Gelübde that, ihr ganzes Leben der Mutter zu weihen und sie nie zu verlassen. Ihren sämtlichen Schmuck hatte sie an die Armen verteilt. Nachdem wir eine Weile konversierend dagelassen, brachten Sklavinnen kleine Tischchen herein, es wurde Kaffee und Cigaretten servirt; andere Dienerinnen, alle sehr reich gekleidet, servirten Warmeladen, in einer gläsernen Schale befand sich die ausgezeichnete Rosenblättermarmelade, daneben stand ein Glas mit Löffeln und mehrere Gläser mit Wasser; man nahm zuerst einen Schluck Wasser, dann einen Löffel voll Marmelade, wieder einen Schluck Wasser, die feine türkische Cigarette dazu, es war vorzüglich!

Währenddem wir diese Erfrischungen nahmen, konnte ich einen Blick über die Gesellschaft werfen. Durch die Mauern des Harems geschützt, fühlten sich die Frauen frei und legten ihre

Schleier ab, also konnte man die verschiedenen Typen der Physiognomien studieren; ich kann sagen, daß alle Farben der menschlichen Rassen, außer dem roten Indianer und dem Chinesen, vertreten waren. Neben der Braut stand immer unbeweglich der Eunuche mit krausem, kurzem schwarzem Haar, schwarzem Gesicht; hinter der Braut standen zwei Regentinnen, die eine in rosa die andere in blauen Atlas gekleidet, abwechselnd lächelten sie die Braut mit großen Fächern.

Einige der Frauen waren türkisch gekleidet, einige wieder nach



der letzten Pariser Mode; sie strotzten alle von Schmuck und Edelsteinen der größten Gattung, besonders Diamanten. Alle sprachen sehr leise und benahmen sich äußerst anmutig und vornehm. Nun begaben wir uns in den Saal, in welchem die Ceremonie vor sich gehen sollte. Mit Artigkeit und großer Höflichkeit wurden uns die Plätze angewiesen. In der Mitte des geräumigen Saales standen drei Stühle. Der Bey, Vater der Braut, ihr Onkel, der Effendy, und ihr Bruder traten feierlich und würdevoll herein und nahmen auf den drei Stühlen Platz; nun kam die Braut, von ihrer Mutter und Tante geführt; sie schritt ruhig und grazios und schien sehr erregt, langsam ging sie auf die drei Männer zu, kniete vor ihnen nieder und küßte ihnen die Hände nach alt-türkischer Sitte. Der Effendy hob sie liebevoll auf; tief bewegt empfing sie aus seiner Hand einen prachtvollen indischen Kaschmirshawl; diese Shawls spielen eine große Rolle bei allen türkischen Festlichkeiten, auch bei Verlobungen. Beim Ueberreichen des Shawls sprach der Effendy, wie es schien, sehr ergreifende Worte auf türkisch zur Braut, welche zitternd vor ihm stand, mit dem Kopfe leise nickte, da hand er ihr den Shawl um die Hüften, das war die Trauung.

Mutter und Tante umarmten die Braut; dann kam sie voll Liebreiz zu uns, wir küßten sie auf die Wangen. Als das Gratulieren zu Ende war, warf ihr Bruder Handvoll kleiner Silbermünzen in die Luft, ein Regen von Silber fiel über uns, Gäste und Sklaven krochen auf dem Fußboden herum und sammelten die Münzen auf. Nun begaben wir uns wieder alle aus dem Saal in den früheren Salon. Da, plötzlich ging es wie ein elektrischer Schlag durch die ganze Gesellschaft, man meldete, der Bräutigam sei vorgefahren! Alle Frauen verschleierten sich, auch die Braut zog mit zitternder Hand den Silberverschleier über das Gesicht. Der Effendy gab ihr den Arm und führte sie zur Treppe; dieses alles ging würdevoll, still und ohne Gedränge vor sich. Der Bräutigam sprang leicht über die Stufen und eilte der Braut entgegen; er war jung und bildschön, in Uniform, da er Offizier ist. Der Effendy legte die Hand der Braut in die des Bräutigams und beide verschwanden in den inneren Gemächern. Ein Eunuche schloß die Thüre hinter ihnen zu und blieb als Wache vor derselben stehen. Der freundliche Effendy erklärte uns, daß nun der Bräutigam zum erstenmale mit seiner Braut allein sei und sie ohne den geheimnisvollen Schleier sehen dürfe.

Nach einer Weile machte der Effendy dem Eunuchen ein Zeichen, dieser schien nur unwillig zu folgen, der Effendy jedoch bestand auf seinem Befehl; er sagte uns lächelnd, seiner Ansicht nach habe der Bräutigam lange genug die schöne Braut betrachtet, er gab das Zeichen, daß er wieder verschwinden solle, die Braut müsse zu den Gästen zurückkehren. Man öffnete die Flügelthüren, der Bräutigam erschien auf der Schwelle, ein Regen von Silbermünzen flog durch die Gemächer, einmal noch blickte er die Braut an, dann verschwand er wie ein Blitz durch das Gedränge; erst abends durfte er zurückkommen, seine Braut heimzuführen; denn dieser Tag sollte ein Tag der Freude für alle Frauen und Mädchen sein, also durfte sich kein Mann im Harem befinden. Der Effendy zeigte uns nun das Brautgemach; denn da die Braut die einzige Tochter war, hatten die Eltern die Bedingung gestellt, daß das junge Paar im Elternhause wohnen müsse. In einer Stube war das Trouffeuau aufgestellt, da stand ein breites Bett, von blauem Atlas und Spitzen strotzend, auch das Holz der Bettstelle war mit Atlas überzogen, reich mit Silber geflickt; die Kissen von Atlas, mit Spitzen überzogen, Bettdecken desgleichen, neben dem Bett stand ein Tisch, auf welchem sechs große Sackets aus Atlas, mit Silber geflickt, lagen, sie enthielten



die feinste Wäsche für die Braut und den Bräutigam. Auf einem Schemel vor dem ziemlich hohen Bette waren zwei Paar silbergeflickte blaue Atlaspantoffeln. Nach der Befichtigung des Brautgemachs begab man sich zur Tafel, die Musik spielte hinter einem hohen Schirm, der die Musikanten dem Anblick der Frauen entzog. Es erschienen nun einige Tänzerinnen, welche ein Ballet aufführten; ich muß es sagen, es befriedigte mich nicht, die Tänzerinnen waren alt und häßlich, ihr Tanz plump und hölzern. Das Wertwürdigste während des Tanzes war ein plötzlicher Schreck, der über die Tänzerinnen und alle anwesenden Türkinnen kam, sie zogen rasch ihren Schleier über das Gesicht; ich dachte anfangs, dies gehöre zum Ganzen, man erklärte uns aber, eine der Tänzerinnen habe geglaubt, einen wirklich lebendigen Mann im Nebengemach gesehen zu haben, da gab sie das Zeichen, welches den allgemeinen Schreck und die Vertheuerung verursacht habe! Es zeigte sich jedoch, daß dies leider nur ein falscher Alarm gewesen. Der Tanz wurde fortgesetzt.

Plötzlich öffneten sich die Flügelthüren und es trat eine höchst fein und elegant gekleidete Türkinn dicht verschleiert herein, sie war eine Königin der Schönheit, der Stern des Harems. Man mußte sie lange beschwören und bitten, bevor sie so gütig war, den Schleier zu lüften, endlich that sie es, mit großer Grandezza und Würde, wie eine Frau, die gewöhnt ist, durch ihren Anblick Bewunderung und Staunen hervorzurufen. Ein lautes „Ah“ ging über die Lippen der Türkinnen, wir aber überlebten diesen Anblick und bedauerten sogar die Lüftung des geheimnisvollen Schleiers.

Wir Europäerinnen saßen in einer kleinen Stube, an einem Tische, der für uns hergerichtet war, die anderen Gäste waren im nebenanstößenden Saale. Die Bedienung bestand aus Sklavinnen. Der Effendy saß bei unserem Tische, was für eine große Auszeichnung galt. Bevor er sich zu uns setzte, begab er sich zur großen Tafel und wies einer jeden ihren Platz an. Einer Sitte muß ich noch erwähnen, die mir etwas barbarisch erscheint: in der Türkei sitzt nämlich der Gemahl nie mit seinen Frauen an einem Tische, er speist allein; deshalb wahrscheinlich saß der Effendy bei uns und nicht bei den türkischen Frauen. Nachdem schon alle saßen, stand die Braut noch immer, wir fragten sie, ob sie sich nicht setzen wolle? Sie antwortete, daß der Onkel, der Effendy, noch nicht säße, und keine Türkinn darf sich setzen, wenn der Mann steht. Wir hatten gewiß fünfzehn Gänge beim Diner; das Haupthochzeitsgericht bestand in einer großen Schüssel mit in Suppenform gekochtem Reis, die in der Mitte des Tisches steht; um diese Schüssel herum befinden sich kleine Schalen mit Reis, in Safran gekocht, man nimmt zuerst vom sappigen Reis und dann vom andern Reis in ein kleines Töpfchen, jeder Gast ist verpflichtet, dies zu thun und von dieser Speise zu kosten, da es für die Braut glückbringend sein soll.

Die Braut servierte uns Europäerinnen in liebenswürdiger Weise fast jede Schüssel, hinter ihr gingen immer die zwei Sklavinnen mit großen Fächern und der Eunuche, ihr die Ellenbogen haltend. Dieses orientalische Hochzeitsmahl war ein malerisch schöner Anblick, den ich nie vergessen werde. Die Gesundheit der Braut wurde mit Champagner getrunken. Nach der Tafel begaben wir uns in den Salon, alle rauchten Cigarretten und die Tänzerinnen produzierten sich von neuem. Nachdem wir drei Stunden in dem gastlichen Hause zugebracht, empfahlen wir uns in herzlichster Weise, der Effendy und der Bey führten uns zu unseren Equipagen.

Der Bräutigam hatte kein Hochzeitsfest im Hause seines Vaters wahrscheinlich in ähnlicher Weise wie das der Braut im Hause der Mutter.

Aus dem amerikanischen Farmerleben.

Von Richard Arminius.

Mit Illustrationen von J. G. Suelhaas.

Unweit des Städtchens Tusin, im Staate Michigan, lag die Farm, auf der ich den Posten eines Gehilfen („helpman“) bekleidete. Eine sogenannte Ekfarm am Scheitelpunkte zweier sich kreuzenden Straßen und dadurch im Werte erhöht, umfaßte sie achtzig Acres (circa hundert Morgen), von denen zehn abgeholzt waren und somit eine „clearing“ (Lichtung) bildeten, in deren Mitte sich das im rohesten Stil aus rechtwinklig über einander gelegten Baumstämmen erbaute Wohnhaus mit plattem Dach und daneben ein ebensolches, etwas kleineres Gebäude erhob, welches als Scheune, Vorratskammer und Stall für ein Pferd, eine Kuh, ein Kalb und zwei Schweine benützt wurde. Im Innern trennte eine Scheidewand das Wohnhaus in zwei Teile, deren einer als Wohn- und Schlafzimmer für die ganze Familie, mich eingeschlossen, der andere als Küche und Speiseraum diente. Das Ganze war „eingefest“, das heißt mit einem Stangenzaun umgeben und bildete der eingeschlossene freie Platz vor dem Hause die Weide für das Vieh.

Der Wert einer Urwaldsfarm richtet sich hauptsächlich nach dem Klärungsverhältnis. Ich habe viele Bauern kennen gelernt, die von der Regierung oder den Eisenbahngesellschaften für einen Spottpreis Farmen oder vielmehr abgegrenzte Waldstrecken im Urwalde erkanden, sie zum größten Teil abholzten, zur Anwendung des Fluges geeignet machten und durch den Verkauf derselben zu wohlhabenden Leuten wurden. Ackerbau hatten sie dabei nur so viel getrieben, wie der eigene Konsum erforderte. Ganz so standen die Dinge auch auf der Farm, auf der ich mir als Knecht meinen Lebensunterhalt erwarb und deren Besitzer ein aus dem



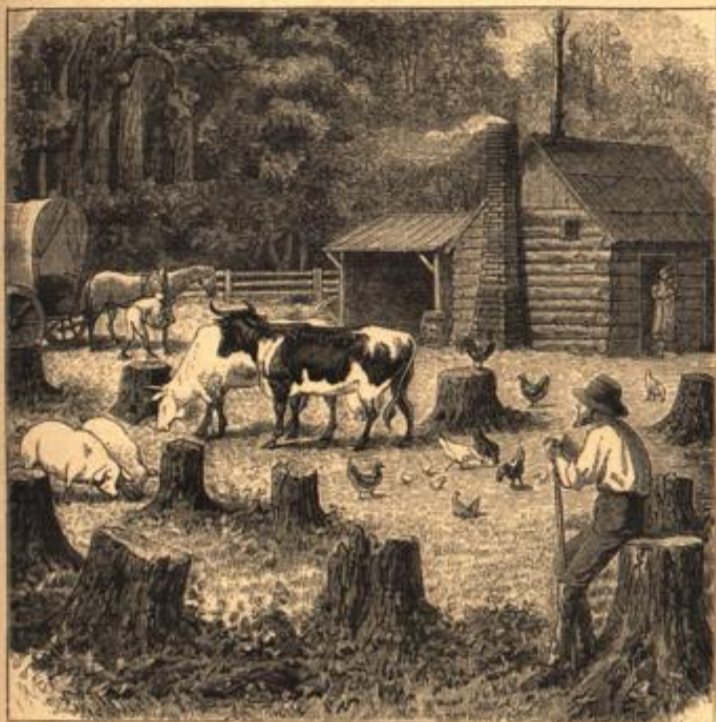
Südwesten eingewandter Amerikaner war, welcher die Prärie mit dem Urwalde vertauscht hatte. Auf die Bäume einhauend, pflegte er zu mir zu sagen: „Je mehr Holz am Boden liegt, desto mehr Geld kann ich meiner Frau für Kuh bewilligen, und die braucht viel.“ Dabei dachte er nicht im entferntesten an den Wert des Holzes, denn der war in dortiger Gegend gleich null, sondern nur an den gewonnenen Platz.

Im Frühling und Herbst finden diese Klärungsarbeiten statt. Der Farmer geht mit seinen Gehilfen in den Wald, sucht den besten Boden, kenntlich an den darauf wachsenden Holzarten, aus, wobei er die dem Hause zunächst gelegenen Plätze zuerst wählt, und nimmt die erste Arbeit, nämlich das Inbrandstecken des Waldes, vor. Unter dem Winde wird trockenes Reisig zusammengetragen und entzündet. Das Feuer ergreift sofort das Unterholz und die abgestorbene Bäume und teilt sich dann bei hoher Glut auch dem frischen Holze mit. Der Blätterwuchs, sowie die kleinen Nester und Gebüsche werden total zerstört, während die grünen Stämme, von Feuer und Rauch geschwärzt, stehen bleiben. Der Farmer hat kein Augenmerk hiebei hauptsächlich darauf zu richten, daß der Brand in den gesteckten Grenzen bleibt, und erreicht dies durch Abhaden der Gebüsche und Aufwerfen von Gräben. Durch diese Operation ist nun Freiheit in der Bewegung und auch für die folgende Arbeit, das Fällen der Bäume, geschaffen, worin die Urwaldsbewohner eine ganz erstaunliche Geschicklichkeit entwickeln. Es war keine Uebertreibung, als ich einst einen erzürnten Farmer zu einem Angetrunkenen äußern hörte: „Nach bald fort, Bill, oder ich schide Dir diesen „Maple“ (Ahorn) auf Deine Schnapsnase!“ Die Leute verstehen es meisterlich, die Bäume in einer Höhe von drei bis vier Fuß so anzuschlagen, daß beim letzten entscheidenden Hieb der alte Riese genau in die vorher bezeichnete Richtung fällt. Die Stämme bleiben stehen, bis sie verwittert sind und durch den Pflug herausgerissen werden. Ist der Platz also von den Bäumen befreit, hat er das Aussehen eines durch den Orkan verwüsteten Waldstrichs, so bunt liegt alles durch einander. Doch bald genug schaffen diese geübten Holzhauer durch Ferschneiden der Bäume in „Logs“, das heißt sechs Fuß lange Stämme, Raum. Es ist dies eine schwierige und langwierige Arbeit, mitunter auch recht gefährlich für die Beteiligten, da die gefällten Bäume infolge ihrer unregelmäßigen Lage zuweilen mit dem einen Ende hoch in die Luft ragen, so daß die Arbeiter gezwungen sind, in den angrenzenden Positionen ihr Tagewerk zu verrichten. Dabei passiert es nicht selten, daß ein bereits eingefügter Stamm infolge seiner eigenen Schwere plötzlich abbricht, im Fallen andere Stämme mit sich reißt und hiedurch das Leben der Säger in hohem Grade gefährdet.

Wenn nun dieser Teil der Waldarbeit seinem Ende entgegen-
sieht, dann ist auch für den Farmer die strenge Arbeit beendet,
dann sieht er in derselben nur noch ein Vergnügen, das er mit
seinen Nachbarn und Freunden teilt. Zu dem Zweck begibt er
sich nach der Weise zu ihnen und ladet sie zu einem bestimmten
Termin mit ihren Frauen ein, die folgende Arbeit, welche im Zu-
sammenhäufen (pile up) und Verbrennen sämtlichen Holzes be-
steht, als einen Festtag gemeinschaftlich mit ihm zu feiern. Nie-
mand wird sich dieser Ehrenpflicht entziehen, da alle die Bedeutung

Ende mit einem Haken versehen ist und von einem Knaben, dem
die Hantierung mit derselben überwiesen, getragen wird.
Da der Zweck der heutigen Arbeit darin besteht, die wild
durcheinander liegenden Logs in Haufen zusammenzuschleifen und
dann in Brand zu feden, so erspähen die Farmer schnell die ge-
eigneten Stellen — gewöhnlich solche Plätze, auf denen mehrere
Stämme schon in einer Richtung gelagert sind — und beginnen
nun in rastloser Thätigkeit zu schaffen. Die meisten Anforderungen
werden an die Männer gestellt, welche die Handspikes führen.

man bestrebt ist, so früh wie möglich Feierabend zu machen, um
den Schluß des Tages würdig begehen zu können.
Das Bild des Arbeitsplatzes bietet jetzt einen graufig-schönen
Anblick dar. Wohl vierzig bis fünfzig Feuer lodern mit ihren
Flammen gen Himmel empor, es knistert und knastert, Funken
sprühen, Astenstaub und Rauch erfüllt die Luft; dazwischen die
emsig arbeitenden Menschen und Tiere, gewöhnt, den Kampf mit
den Elementen in jeder Art aufzunehmen. Rings umher der Ur-
wald mit seinen Nischen in tiefer Stille, traurig dies Vernichtungs-



Sie heben und rollen, schieben
und stoßen die Hölzer so lange
hin und her, bis dieselben in
Haufen von circa drei Fuß
Höhe und vier Fuß Breite ge-
ordnet sind. Liegen die Logs
weiter entfernt, dann treten die
Gespanne in Aktion. Die Kette
wird von dem betreffenden Knaben
um das eine Stämmende
geschlungen und nun dirigiert der
Führer die vortrefflich geschul-
ten Tiere nur mit der Stimme
nach der bezeichneten Stelle hin.
Es ist erstaunlich, welche Leistungen
Pferde und Ochsen hierbei
produzieren, indem sie nicht
allein ein ganz bedeutendes Maß
von Kraft entwickeln, sondern
sich auch mit einer wunder-
baren Klugheit und Sicherheit
zwischen Zweigen und Stämmen
hindurchwinden.

Allmählich wird nun die
Stimmung animierter, unter Ges-
ang verrichten die »Spikes-
men« ihre anstrengenden Ob-
liegenheiten, die Treiber fluchen
und feuern die Tiere an, die
Ketten raffen, Stämme krachen
und schon schlägt aus dem ersten
Haufen die helle Flamme heraus.

Während dessen ist die Sonne
höher gestiegen und ihre brennen-
den Strahlen fallen beinahe senk-
recht auf die Arbeitenden, die
Blut aus den zahlreichen Holz-

des Tages kennen, an dem ein neues Stück Land der Kultur er-
schlossen wird. Es ist ja ein Vorteil, der allen zu gute kommt,
denn je mehr Land urbar ist, desto mehr gewinnt die Gegend,
desto mehr Einwanderer werden dorthin gezogen und desto größer
ist schließlich der Verdienst.

Obgleich nun jene Leute an dem von ihnen selbst bestimmten
Festtage im Schwelge ihres Angefichts arbeiten, bringt ihnen dieser
Tag dennoch Genüsse mannigfaltiger Art.

Mit Sonnenaufgang erscheinen von allen Seiten die Farmer
nebst Frauen mit ihren »Teams« (Gespannen), die teils in Pferde,
teils in Ochsenfuhrwerken bestehen. Alle begeben sich direkt zur
Arbeitsstelle, wo sie der Eigentümer schon erwartet und in derber
Urwaldmanier begrüßt. Nach einem kurzen Morgenimbis, bestehend
aus Thee und Biscuits, geht es ans Werk. Die Zugtiere
werden von den Wagen abgeschirrt, lange eiserne Ketten und
»Handspikes« (Hebestangen von Eisen) denselben entnommen, die
Tiere zusammengestellt und die Funktionen auf die »Workmen«
verteilt. Die kräftigsten Männer demächtigen sich der Handspikes,
die geschicktesten Fahrer übernehmen die Leitung der Gespanne,
während die Jungen zu Handlangerdiensten verwendet werden.

Ist so jedem sein Posten zugewiesen, setzen sich die Gespanne
in Bewegung, die lange Kette hinter sich herziehend, deren eines

stößen wird immer unerträglich, die Ketten sind vom vielen
Schreien heißer und die Kräfte beginnen nachzulassen. Das ist
der Moment, auf den der Wirt gewartet und dem die anderen
mit heimlichem Verlangen schon lange entgegen gesehen haben; es
erscheint nämlich hinter irgend einem Baum »Whisky« oder wohl
gar »Lager Beer« hervor, beides verpönte und doch so ersehnte
Getränke.

Die dortige Gegend war nämlich, wie viele Teile der »United
States«, von Temperenzaposteln, Leuten, die gegen jeden Genuß
geistiger Getränke predigen, überflutet, welche nach und nach fast
sämtliche Familien, namentlich aber die Frauen für ihre Lehre
gewonnen hatten. Außerlich waren auch die Männer Verächter
von Wein und Bier und gestatteten sich niemals Erfrischungen
dieser Art im eigenen Hause, da ja die amerikanische Frau mehr
wie irgend eine andere in der Welt das Scepter führt; bei solchen
Gelegenheiten aber, wo die Frauen nicht zugegen sind, da sie diesen
ganzen Tag über gemeinsam Thee trinken, fröhnen die biederen
Urwaldbewohner dem Trunk in hohem Grade. Sie lieben es,
ungemein schnell zu trinken, vertragen aber meistens nur wenig,
infolge dessen herrscht unter den Zechern auch bald eine mehr als
lustige Stimmung. Trotz alledem arbeiten sie tätig fort und nur
eine kurze Ruhe wird mittags Menschen und Vieh gegönnt, da

werk betrachtend. Endlich ist alles umherliegende Holz aufgepeißt
und den Flammen übergeben, noch einmal werden alle Feuer
geschürt und für heut ist es genug mit dem Sengen und
Brennen.

Unter lautem »Hallo« werden die Tiere an die Wagen zurück-
gepannt und das Handwerkszeug aufgeladen, noch ein tüchtiger
Schluck Whisky und im Galopp geht es dem Wohnhaus zu, wo
ein solennes Abendbrot die Männer erwartet.

Gelatztes Schweinefleisch und Kartoffeln, Pfannkuchen mit
Maple syrup, Thee, Butter und Brot werden in erstaunlichen
Mengen vertilgt. Ein neuer Genuß folgt der beendigten Mahl-
zeit im Absingen von Liedern religiösen Inhalts nach den lustigsten
Melodien. Dann wird Politik getrieben, und da ist der Ameri-
kaner als eifriger Zeitungsleser in seinem Element. Außer seinem
Verdienst steht ihm nichts höher als Politik, und gar oft passiert
es, daß eine nicht konvenirende Ansicht den Anlaß zu den blutigsten
Prügeleien gibt. Sind zum Schluß noch die Gemeindeangelegen-
heiten durchgesprochen, dann geht es wieder mit lautem Hallo
nach Hause. Vielleicht treffen die heutigen Teilnehmer des Festes
am nächsten Tage bei einem andern Farmer zusammen.



Seines Glückes Schmied.

Roman

von

Ewald August König.

(Fortsetzung.)

Der Hauptmann trat mit einer ceremoniellen Verbeugung ein; aber kaum hatte der Bursche hinter ihm die Thüre wieder zugezogen, als er auf Hertha zueilte und sie fest in seine Arme schloß.

„Ich mußte Dich sehen und mit Dir reden,“ sagte er leise, und der zitternde Klang seiner Stimme bekundete die tiefere Erregung, „ich wartete, bis Dein Vater das Haus verließ, dann eilte ich zu Dir. Du kennst die Antwort, die Dein Vater mir gegeben hat?“

An der Brust des Geliebten fand Hertha endlich Thränen, sie schimmerten in ihren schönen Augen, die voll heißer Liebe und zugleich auch voll schmerzlicher Wehmut den Verlobten anschauten.

„Ich kenne sie,“ erwiderte sie leise.

„Und Du? Willst Du Dich dieser Entscheidung fügen?“

„Muß ich es nicht, Berthold?“

„Wer kann Dich zwingen?“

„Der Fluch meines Vaters!“

„Ihm gegenüber steht meine heiße Liebe, die alles mit Dir tragen wird, Fluch und Segen,“ sagte er, sie auf die Stirne küßend, „Ihr darfst Du vertrauen, so lange meine Pulse schlagen. Nein, Hertha, ich lasse nicht von Dir, wenn auch Himmel und Hölle sich gegen uns verschwören! Ich erkenne die Gründe Deines Vaters nicht an —“

„Weil Du den wahren Grund nicht kennst!“

„Paß, ich kenne ihn nur zu wohl, es ist der Schacherhandel um Deine Hand,“ zürnte er. „Aber, bei Gott, ehe ich diesen Handel gelten lasse, muß der Tod noch ein Wort mitreden; wehe der Hand, die begehrend sich nach Dir ausstreckt!“

„Berthold!“ rief Hertha bestürzt. „Was willst Du thun? Ich lese böse Gedanken auf Deiner Stirne —“

„So mag Dein herzloser Vater sie verantworten, denn er hat sie geweckt,“ fuhr er in entschlossenem Tone fort. „Du bist mein, wer Dich mir entreißen will, der muß mit mir kämpfen, denn neben mir gibt es auf Erden keinen Raum mehr für ihn.“

„Mein Gott, wie wird das alles enden!“ seufzte Hertha, während ihr Verlobter sie zum Divan führte, auf den sie sich niederließ. „Ich beschwöre Dich, Berthold, mach uns alle nicht unglücklich mit Deinem Ungestüm! Was erreichst Du durch ein Duell, zu dem Du den Vorwand vom Zaune brechen mußt? Fällst Du, so nimmt mein Gram kein Ende mehr, und tötest Du Deinen Gegner, so ist ja auch alles für uns aus. Der Gedanke, daß an Deinen Händen das Blut eines schuldlosen Menschen klebt, wäre mir schrecklich, und mein Vater hätte dann einen weiteren Grund, seine Zustimmung zu verweigern.“

Der Hauptmann hatte die Brauen finster zusammengezogen, er ließ den schwarzen Bart durch seine schmalen Hände gleiten, Zorn und Haß blühten aus seinen Augen.

„So willst Du diesen Schacherhandel genehmigen?“ fragte er raub.

„Wenn die Ruhe und die ganze Existenz meines alten Vaters davon abhängen, werde ich dann nicht meiner Kindespflicht gedenken und mich fügen müssen?“ erwiderte sie, die Hand auf seinen Arm legend, als ob sie den Sturm in seinem Innern beschwören wolle. „Noch ist meine Entscheidung nicht getroffen, Berthold, sei versichert, daß ich Tag und Nacht darüber nachdenken werde, wie ich —“

„Es darf zwischen uns beiden kein Zweifel darüber obwalten, wie diese Entscheidung ausfallen wird,“ unterbrach er sie, unfähig, seiner Erregung länger zu gebieten, „Du gehörst zu mir, an meiner Seite kannst Du allem trosten! Wenn Du der Stimme Deines Herzens folgst, so hat Dein Vater kein Recht, Dir zu fluchen; auch der Gehorsam des Kindes hat seine Grenzen. Nicht Dich allein, auch mich würdest Du unglücklich machen, wenn Du diesen schmachtvollen Handel schließen wolltest —“

„Er ist noch nicht geschlossen!“ erwiderte sie, und jetzt blühte auch in ihren Augen der zornige Tropfen wieder auf. „Gönne mir Zeit und bleibe ruhig, Berthold, und was auch geschehen mag, verliere das Vertrauen auf meine Liebe nicht. Franz von Feldern hat noch nicht um meine Hand geworben, thut er es, so werde ich ihm die volle Wahrheit sagen; ich hoffe, daß er dann als edel denkender Mensch mit mir über die Mittel beraten wird, die meinen Vater bestimmen müssen, seine Weigerung zurückzunehmen.“

„Dieses Edelmutes halte ich ihn nicht fähig,“ sagte der Hauptmann kopfschüttelnd, „ich kann ihm kein Vertrauen schenken.“

„Weil Dein Haß gegen ihn Dein Urteil trübt!“

„Nein, ich hatte noch keinen Grund, ihn zu hassen, als ich mit meinem Urteil über ihn schon fertig war. Wenn Du ihm Dein Jawort geben könntest —“

„Ich bitte Dich noch einmal, bleibe ruhig und gedulde Dich,“ unterbrach sie ihn. „Zwingen können wir meinen Vater nicht, und Du wirst mir auch nicht zumuten, daß ich heimlich ihn verlassen soll, Du darfst das schon Deiner selbst wegen nicht verlangen. Ich werde ja auch noch nicht

gebrängt, man läßt mir Zeit, und von einer Werbung meines Vaters ist noch keine Rede gewesen. Nun mach mir das Herz nicht noch schwerer, wie es schon ist; versprich mir, daß Du die kommenden Dinge in Geduld erwarten willst —“

„Das kann ich nicht versprechen,“ unterbrach er sie, noch immer in leidenschaftlicher Erregung. „Wie der Augenblick es gebietet, so werde ich handeln; Dein Vater muß wissen, daß ich zwischen ihm und Dir stehe und nicht gesonnen bin, diesen Platz zu räumen. Und wenn Dein Vater bei seiner Weigerung eigenstümmig beharrt, dann wirst Du wählen müssen zwischen ihm und mir, mag auch die Welt darüber zu Grunde gehen, ich lasse nicht von Dir.“

Er schloß sie noch einmal stürmisch in seine Arme und küßte sie, er hielt sie lange umschlungen, und sie schmiegte sich eng und innig an ihn.

„Ich werde nun wohl Dich nicht mehr besuchen dürfen,“ sagte er leise, „ich möchte mich nicht der Gefahr aussetzen, von Deinem Vater Worte zu hören, die mich verleiten könnten, ihn zu beleidigen. Aber ich werde Dir schreiben, mein Bursche soll den Brief euren Burschen geben, einen andern, bessern Weg sehe ich augenblicklich nicht, Du kannst mir auf demselben Wege Deine Antwort schicken. Sobald die gefürchtete Werbung erfolgt ist, benachrichtige mich und triff keine Entscheidung, ohne zuvor mich gehört zu haben. Willst Du mir das versprechen?“

„Es sei!“ nickte sie, starr vor sich hinblickend. „Ich fühle ja auch, daß von Dir lassen zu müssen, mein Tod wäre.“

Der Hauptmann küßte sie noch einmal, dann erhob er sich, ein entschlossener, troziger Zug lag um seine Lippen.

„Wir wollen Mut und Hoffnung noch nicht verlieren,“ fuhr er fort, „wenn wir treu und fest zusammenhalten, dann müssen wir in diesem Kampfe siegen.“

„Oder untergehen!“ fügte sie hinzu.

„Oder gemeinsam untergehen!“ wiederholte er. „Das wäre dann auch noch der Trennung vorzuziehen. Ich muß Dich nun verlassen, Geliebte, sei mutig und standhaft, laß niemals die Notwendigkeit, Deinem Vater ein Opfer bringen zu müssen, gelten; seine Lage ist so schlimm nicht, wie er sie schildert. Was wollen seine Gläubiger ihm nehmen? Seine Pension müssen sie ihm lassen, und als einzelner Herr kann er sorgenfrei davon leben.“

„Er hat mir seine Zukunft so schwarz geschildert —“

„Daß Dir angst und bange geworden ist,“ nickte er, „das war ja das beste Mittel, einen Druck auf Deine Entscheidung zu üben. Glaube mir, es ist so schlimm nicht, und es würde auch nicht viel besser werden, müßte er von der Gnade des reichen Schwiegerjohnes abhängen. Du wendest dem verhassten Gatten nach Brasilien folgen müssen und Dein Vater wäre vergessen.“

Er nahm nach diesen Worten Abschied und hat seine Verlobte noch einmal, auszubarren und ihm die Treue zu bewahren, dann verließ er das Haus; der Groll, mit dem er es betreten hatte, war nicht schwächer geworden in seinem Innern.

Er setzte jetzt kein großes Vertrauen mehr auf die Standhaftigkeit Herthas; er wußte nun, daß der Druck, den die Furcht vor dem Fluche des Vaters auf sie übte, ihn um sein ganzes Lebensglück betrügen konnte.

Sein Haß richtete sich allein gegen Franz von Feldern, dieser Haß war instinktiv schon im Augenblick der ersten Begegnung in seiner Seele erwacht.

Wenn dieser Mann, der sicherlich dem alten Oberst schon Andeutungen gegeben hatte, nicht zwischen ihn und Hertha getreten wäre, so würde der Oberst mit großer Freude die Werbung Galens angenommen haben. Mochte diese Partie auch gerade keine glänzende genannt werden können, Hertha war dann doch versorgt, das Einkommen ihres Gatten sicherte ihr eine Existenz, die sie zufriedenstellen konnte.

Es war offenbar, daß sie durch ihre Schönheit und Liebendwürdigkeit den brasilianischen Vetter bezaubert hatte und daß der Oberst dies wußte, der darauf nun seine Zukunftspläne baute.

Daß der alte Herr über die Herzengedanken seines Kindes leicht hinwegging, befremdete den Hauptmann nicht; er war gewohnt, zu befehlen und Gehorsam zu verlangen; er wollte diese unschätzbare Gelegenheit benützen, um seiner Tochter und zugleich auch sich und seinem Sohne eine beneidenswerte Existenz zu sichern. Und an diesem Plane hielt der alte Herr voraussichtlich mit zäher Ausdauer fest, so lange der brasilianische Neffe nicht beseitigt war, denn daß Franz von Feldern aus Rücksicht auf das Glück seines Nebenbuhlers auf seine Hoffnungen verzichtete, durfte man nicht erwarten.

Wie aber ihn beseitigen? Gewalttätige Mittel konnten leicht das Gegenteil von dem herbeiführen, was man bezweckte, darin hatte Hertha recht, nur im äußersten Notfall wollte der Hauptmann seine Zusucht zu ihnen nehmen.

Und auf dem Wege der Güte war auch nichts zu erreichen; der Baron von Feldern pochte auf seinen Reichtum, mit dem er alles erzwingen zu können glaubte.

Er war schon einmal verheiratet gewesen, die Möglichkeit lag nahe, daß er in gewissem Sinne von seinem Schwiegervater abhing und dieser eine zweite Heirat nicht billigte. In diesem Falle blieb es fraglich, ob Franz von Feldern den Mut besaß, dem Zorne seines Schwiegervaters zu trotzen, der ihn enterben konnte, oder ob er vorzog, seine Liebe zu Hertha zu entsagen.

Diesen Gedanken nachhängend, war er vor der Bierchenke angelangt, die er jeden Mittag zu besuchen pflegte, nach kurzem Zögern ging er hinein, und wie er es erwartet hatte, fand er Hermann auf dem gewohnten Platze.

Er setzte sich zu ihm; seine finstere, drohende Miene konnte Hermann nicht veranlassen, ihn anzureden.

„Du wirst wissen, was heute Morgen in eurem Hause vorgefallen ist,“ brach der Hauptmann endlich das Schweigen, „wir wollen darüber nicht weiter reden, denn ich weiß sehr wohl, daß ich seit der Ankunft Deines Vaters auch bei Dir kein Verständnis mehr für meine Wünsche finde. Nur das eine will ich Dir sagen, daß ich mich nicht beirren und einschüchtern lasse; den Weg, den ich mir einmal vorgezeichnet habe, verfolge ich mit der Entschlossenheit eines Mannes, der sich seines Zieles bewußt ist, und wer mich daran hindern will, der mag sich vorsehen, daß er nicht zu Schaden kommt.“

„Darf ich fragen, wem diese Drohung gelten soll?“ fragte Hermann, dem nun auch das Blut heiß in die Stirne gestiegen war.

„Dem, der zwischen mich und meine Braut tritt, einen Namen brauche ich wohl nicht zu nennen. Ich glaube, er weiß noch nicht, wie die Dinge liegen, dann wäre es gut, wenn ihm klarer Wein eingeschenkt und ihm gesagt würde, daß die Ansprüche, die ich mache, älter sind als die seinigen.“

„Ich glaube nicht, daß auch in solchen Angelegenheiten die Anciennität einen bestimmenden Einfluß übt.“

„Spotte nicht darüber!“ sagte der Hauptmann ernst. „Ich bin nicht in der Stimmung, solche Scherze geduldig hinzunehmen. Wenn Dein Vetter meine Rechte nicht anerkennen will, so muß er sich auch auf die schlimmen Folgen gefaßt machen!“

„Der Spott liegt mir fern,“ erwiderte Hermann achselzuckend. „Du sprichst von Rechten und Ansprüchen, die doch wohl nur dann Dir gehören, wenn mein Vater sie Dir eingeräumt hat. Ich billige die Weigerung meines Vaters nicht, aber es steht mir auch nicht zu, seine Gründe zu bekämpfen, und als Mann von Ehre mußt Du Dich ihnen fügen. Was mein Vetter damit zu schaffen hat, will mir nicht einleuchten; Niemand kann ihm verbieten, sich in meine Schwester zu verlieben, und wenn Hertha ihm das Jawort gibt, so fehlt Dir jede Berechtigung, deshalb Rechenschaft von ihm zu fordern.“

„Die Sachlage gestaltet sich doch etwas anders, wenn Dein Vetter vor seiner Werbung weiß, daß ich bereits das Jawort Herthas besitze!“

„Paß, wer soll ihm das sagen? Du wirst mich doch nicht dazu verpflichten wollen? Ich lasse die Dinge ihren Gang gehen; wer sich in solche Angelegenheiten hineinmischet, erntet nur Unthank. Wir wollen uns deshalb nicht entzweien, Berthold; ich bin immer Dein Freund gewesen und werde es auch bleiben, nur darfst Du nicht von mir verlangen, daß ich mich Dir zu Liebe gegen den deutlich ausgesprochenen Willen meines Vaters auflehnen soll, das würde Dir keinen Nutzen und mir nur Schaden bringen.“

Hermann hatte sich bei den letzten Worten erhoben; der Zorn, der sichtbar aus den Augen des Freundes blühte, ließ ihm eine Fortsetzung dieses Gesprächs nicht ratsam erscheinen, er nickte grüßend und ging rasch von dannen.

Als er draußen war, atmete er tief auf, ein spöttisches Lächeln umzuckte flüchtig seine Lippen.

„Diesem Sturme werden noch einige andere folgen, man muß sie ignorieren,“ sagte er leise, während er das Vergnügen auf die Nase klemmte. „Nur gut, daß das Eis gebrochen ist; Galen weiß jetzt, daß er nichts zu erwarten hat, und Hertha wird sich ja auch dem Willen des Vaters fügen. Ich mische mich nicht hinein, ich bleibe im Hintergrund und beobachte, damit ich nicht später der Prügelpuppe werde. Galen wird sich hoffentlich versehen lassen, wenn es ihm klar geworden ist, daß seine Hoffnungen hier keine Erfüllung finden können! Soll ich Franz warnen? Hm, einen Wink möchte ich ihm doch geben; es ist besser, wenn er jedem Zusammentreffen mit Galen aus dem Wege geht; der Hauptmann lauert ja nur auf eine Gelegenheit, um die Herausforderung zu provozieren.“

Er schlug nach kurzem Nachdenken den Weg zur Wohnung seines Vaters ein, und als Hulda ihm die Hausthüre öffnete, konnte er sich nicht enthalten, das hübsche Mädchen in die volle Wange zu küssen.

„Sapperment, Du hast Geschmack!“ lachte er, als er in das Wohnzimmer eintrat, in dem Franz von Feldern bereits an der reich gedeckten Tafel saß. „A la bonne heure, das Mädchen da unten ist hübsch; wie viele von dieser Sorte hast Du unter Deinem Dache?“

Der Baron blickte ärgerlich auf, die etwas fade Bemerkung schien ihn unangenehm zu berühren.

„Frau Martha hat das Mädchen engagiert,“ erwiderte er kühl, „ich kümmere mich um solche Dinge nicht. Wenn Du mit mir speisen willst, so ziehe an der Glockenschnur und laß Dich nieder.“

Ohne Zögern folgte Hermann der erhaltenen Weisung, Hulda trat gleich darauf mit lächelnder Miene ein, der Baron befahl ihr, ein zweites Couvert zu bringen.

„Das Mädchen ist in der That hübsch,“ sagte er, „ich entdecke das erst jetzt, bisher habe ich ihr noch keine Beachtung geschenkt. Führt Dich ein besonderes Anliegen zu mir?“

„Ein besonderes Anliegen?“ erwiderte Hermann, den diese Frage zu überraschen schien. „Wenn es der Fall wäre, dürfte ich dann auf Dein Entgegenkommen rechnen?“

„Es kommt auf die Höhe der Summe an!“
 „Ah, von einem Darlehen habe ich noch nicht gesprochen.“
 „Nah, gib Dir keine Mühe, mir eine Maske zu zeigen,“
 spottete der Baron in einem Tone, der das Blut seines
 Vaters in Wallung brachte, „ich sah Dir schon bei Deinem
 Eintritt an, was Du hier suchtest.“
 „Dann hast Du Dich geirrt,“ erwiderte Hermann,
 „meiner ersten und vielleicht sorgenvollen Miene lag eine
 andere Ursache zu Grunde. Ich hatte kurz vorher eine
 Unterredung mit dem Hauptmann von Galen, der seinem
 Groll über Dich Lust machen zu müssen glaubte.“
 „Seinem Groll über mich? Ich habe ihm keine Ver-
 anlassung dazu gegeben.“
 „Die Veranlassung wirst Du erraten können! Galen
 hat sich früher Hoffnung auf die Hand Herthas gemacht —“
 „Und diese Hoffnungen wurden von euch gebilligt!“
 „Doch nicht, Papa wird in diese Verbindung niemals
 einwilligen.“

„Weil die Verbindung Herthas mit mir ihm größere
 Vorteile verspricht,“ sagte der Baron achselzuckend, während
 er die Weingläser wieder füllte, „das wird wohl auch der
 Herr Hauptmann gelten lassen müssen —“
 „Er wird überhaupt nicht gefragt, gleichwohl finde
 ich seinen Groll gegen Dich natürlich, und vor diesem Groll
 möchte ich Dich warnen. Geh' dem Hauptmann aus dem
 Wege, Franz, und wenn Du dennoch mit ihm zusammen-
 treffen solltest, so höre nicht auf seine Worte; ich vermute,
 daß er ein Duell provozieren will.“
 „Na, das fehlte mir noch!“ brauste der Baron auf,
 der seine an Angst grenzende Bestürzung nicht verhehlen
 konnte. „Damit wäre die Hand Deiner Schwester doch
 zu teuer erkauft!“ (Fortsetzung folgt.)



Humoristische Blätter

Anekdoten und Witze.

Wie man Graf werden kann, erzählt uns die
 folgende ergötzliche Geschichte. Als Gustav III., König von
 Schweden, in Paris war, kam eine Deputation der Sorbonne zu
 ihm, um ihm zu gratulieren, daß der berühmte Entdecker des
 Chlorins und Magnesiums, Scheele, sein Unterthan und Lands-
 mann sei. Der König, der sehr wenig Interesse an den Erfolgen
 der Wissenschaft hatte, schämte sich, daß er nie etwas von einem
 so berühmten Mann gehört hätte, und schickte sofort einen Kurier
 nach Schweden mit der lakonischen Ordre:

„Scheele ist sofort in den Grafenstand zu erheben.“
 „Ja wohl,“ sagte sein Premierminister, als er die Depesche las.
 „Das soll geschehen — aber wer ist Scheele?“
 Ein Sekretär mußte Erkundigungen einziehen. Er kam zum
 Premier zurück:
 „Sehr netter Kerl, Lieutenant bei der Artillerie, ein guter
 Schütze, spielt famos Billard.“
 Am andern Tage war der bürgerliche Lieutenant ein Graf —
 und der Gelehrte blieb ein simpler Bürgerlicher. Der Irrtum
 wurde erst entdeckt, als der König heimkehrte. Er war sehr
 enttäuscht.
 „Aber wie kann man nicht wissen, wer Scheele ist,“ schalt er
 — er wußte es ja bereits seit vier Wochen.

Schlechte Auskunft.

„He, guter Freund, sagen Sie mal, gibt's in dieser Gegend
 keinen Waldmeister?“
 „Davon weiß i' nig, — bei uns gibt's blos an' Revierförster!“

Unterrichtserfolg!

Lehrerin: Wer von euch Kindern weiß, an welchem Tage
 Frühlingsanfang ist?
 Schülerinnen bleiben stumm.
 Lehrerin: Da ihr es alle nicht wißt, so merkt es an fol-
 gender, euch gut bekannten Thatsache: Am 22. März ist Kaißers
 Geburtstag; einen Tag früher, am 21. März, ist Frühlingsanfang
 — also, Marie, was ist am 21. März?
 Marie: Zapfenstreich!!!

„Madame, ich bitte um meinen Entlassungsschein.“
 „Du willst schon wieder ziehen?“
 „Ja, mein Wilhelm leidet nicht, daß ich noch länger hier
 bleibe.“
 „Warum denn nicht?“
 „Weil der Herr nicht raucht.“

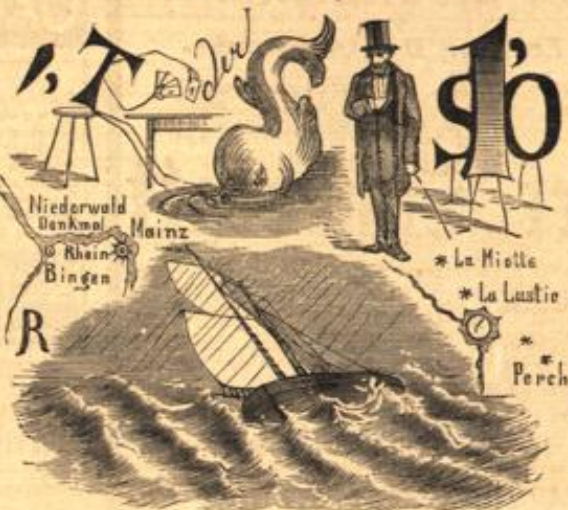
Synonyme.

Nicht fleis ist man dafür der Faust gewogen,
 Doch das ist richtig: immer ist's erlogen.

Auflösung der Charade Seite 131:

Schilderhaus.

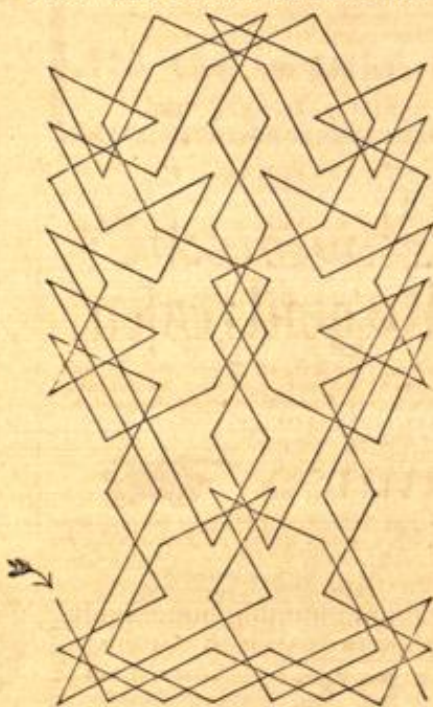
Bilderrätsel.



Auflösung des Bilderrätsels Seite 131:

Zwei Hälften machen zwar ein Ganzes, aber merkt:
 Aus halb und halb gethan, entsteht kein ganzes Werk.

Auflösung des Rätselsprungs Seite 119:



Ultimatum.

Und so las' ich zum letztenmal:
 Natur hat weder Kern noch Schale;
 Tu prüfe dich nur allermüß,
 Ob du Kern oder Schale seist!

Goethe.

**Gleichzeitig mit dieser Nummer wurde ausgegeben die vierte
 Nummer des vierzehnten Jahrgangs, 1886, der
 „Deutschen Romanbibliothek“.**

Abonnementspreis:

in wöchentlichen Nummern nur 2 Mark pro Quartal,
 in 14tägigen Heften nur 35 Pf. pro Heft.

Wir geben zur Eröffnung dieses neuen Jahrgangs zwei
 Romane der feinsten Art, deren Verfasser sich einer ganz
 besonderen Beliebtheit erfreuen:

**Ein Feenschloß von Detlev von Gyver.
 Der Battono von A. von Suttner.**

Im weiteren Verlaufe des neu beginnenden Jahrgangs
 werden wir nicht minder treffliche Werke folgen lassen von
 hochbegabten und bewährten Autoren, wie Fanny Lewald, Karl
 Frenzel, Gregor Samarow, Hieronymus Korm, J. Heilmann,
 von Bischoffshausen, Ossip Schubin, Fedor von Zobeltitz und
 anderen.

Aus der neuen deutschen Lyrik wird auch ferner sorgsam
 das Beste ausgewählt und durch ein kleines Feuilleton dem
 Blatte ein weiterer Reiz verliehen werden.

Und das alles zu einem beispiellos billigen Preis, denn
 der Abonnent auf die „Deutsche Romanbibliothek“ be-
 kommt in einem Vierteljahre den Inhalt von mindestens sechs
 Romanbänden üblichen Umfanges für nur 2 Mark, er bezahlt
 also für den Inhalt eines Romanbandes nur etwa 30 Pfennig!
 — und erhält so in schöner Ausstattung die

neuesten Romane der ersten deutschen Schriftsteller

als sein Eigentum beinahe um den Preis der Gebühr für
 das Leihen in der Leihbibliothek.

Auf den vierzehnten Jahrgang der „Deutschen Roman-
 bibliothek“ wolle bei derselben Buchhandlung oder Postanstalt
 abonnirt werden, von welcher man die „Illustrierte Welt“ bezieht.

Stuttgart.

Deutsche Verlags-Anstalt
 vormals Eduard Hallberger.

Keine Korrespondenz.



Abonnent in Preßburg. Das Streuen von Gift bringt auch
 große Unannehmlichkeiten mit sich, die oft schwerer wiegen als jene des
 Rattenhaltens. Wir kennen kein besseres Mittel, wenn gute Fallen schon
 vergeblich angewendet; oft vertriebt die Gegenwart der Ratte die Mäuse
 schon aus dem Nest.

Abonnent in Warschau. Wir glauben, das ist eine komische
 Type des Adhler Karnevals. Schaffen Sie sich das amüsante Werk:
 „Lustige Fahrten des Grafen von und zu Valkenberg“ (Berlin, Cron-
 berg) an.

H. W. in P. 1) Herr Dr. V. in Stuttgart hat die Freundlichkeit,
 Ihre Frage zu beantworten wie folgt: Die Befestigung der Bodennarben
 durch Abschleifen mittels Marmorstaub zc. kann man nicht selbst vor-
 nehmen, da hierzu noch verschiedene Instrumente gebüden, das Verriahren
 jedesmal der Eigenart und mehr oder minder großen Empfindlichkeit des
 Teints und der Haut angepaßt werden muß und man selbst nicht genug
 Ausdauer haben dürfte. 2) Kann man sich nur in einem chemischen
 Laboratorium herstellen lassen.

Hrn. W. Hausdörfer in B. 1) Beim Verfasser Herrn Leopold
 Ginkeln in Nürnberg, Lorenzstraße Nr. 3. 2) Es macht sich Quantität
 gut, Qualität wahrscheinlich annehmbar. Getrunken wird er jedenfalls.
 Fr. M. R. in Gombang. Baboh, Ambora, Java. Ihre Ein-
 sendung war uns in hohem Grade interessant.

Hrn. G. Müller. Das Betreffende abgehandelt. Besten Dank.
 Abonnent in München. Der Vater ist uns gänzlich unbekannt.
 Er kommt auch in keinem Nachschlagewerk vor.

Fr. E. Bartholdi. Jetzt ist das chloraure Kali ein guter
 Ersatz für den gefährlichen Phosphor.

Abonnent in Kassel. Ein solches Buch ist uns unbekannt. Ein
 Vergleich ist da kaum möglich; es wird deshalb auch wohl nirgends ver-
 sucht sein.

Hrn. T. Bretschneider in Koblenz. Die rote Färbung des
 Erdröches deutet auf eine Beimengung von Eisen. Klauu ist weiß; es
 kann jedoch mit Eisenoxyd verbunden sein. Hier hilft nur die chemische
 Analyse.

Hrn. G. Oppel in Bamberg. Mehr interessant als schön, mehr
 pikant als gemüthlich — sagen Sie selbst. Bei dieser Charakterkenntnis
 dürfte Ihnen doch die Entscheidung nicht schwer fallen.

Fr. J. Cr. . . . in New-York. Allerdings — die schönsten
 Grüße über den Ocean. Das nennen wir eine anhängliche Leserin. Be-
 wahren Sie uns Ihre freundlichen Gesinnungen.

Hrn. W. Tamberlit in Prag. Wir mischen uns grundsätzlich
 nicht in diese Kämpfe.

Abonnent in Zehlendorf. In jeder Apotheke zu haben. Wein-
 steinsäure (acidum tartaricum) und doppelt kohlensaures Natron (natron
 bicarbonicum).

Hrn. J. C. in Bräun. Aledage ist ein Berliner Volksausdruck
 für Kleidung.

Richtige Lösungen von Rebah, Charaden, Rätseln zc. sind uns zu-
 gegangen von: Fr. Wosina Bilibidahl, Prag; Emg Sauter,
 Varmen; Antonie Heinle, Ravensburg; Ida Bromber,
 Halle; Amalie Grez, Berlin; Susanna Redford, Straßburg;
 Pauline Amstel, Breslau; Ottilie Harbt, Berlin; Emma
 Kräh, Hamburg; Natalie Fremont, Köln; Hrn. G. Müller,
 Edelkettien; R. Heller, Innsbruck; H. Videnspad, E. Wenzel,
 Bremen; J. Trautmann, Hamburg; V. Darburger, München;
 V. Herthold, München; J. Köser, Bremen; G. Karler, Frank-
 furt; W. Held, Berlin; J. Lottom, Potsdam; W. Wente,
 Hannover; J. Salbei, Fildene; G. Rauch, Augsburg;
 J. Blüber, Chicago.

Korrespondenz für Gesundheitspflege.

Lisa D. Abonnentin. Als solche finden Sie ein gutes Mittel
 gegen Mücken in Nummer 8 des 34. Jahrgangs auf Seite 95.

H. W. in Würzburg. Ein Speisefilum gegen Urticaria (Nessels-
 fieber, Nesselausschlag) gibt es nicht, dagegen erweisen sich tüchtige Väder
 mit Zusatz von einigen Tieren Eßig als Palliativum sehr gut. Manche
 Menschen bekommen jedesmal nach dem Genuße von Kriebis und Erdbeeren
 Urticaria, diese wären also von solchen in erster Linie zu vermeiden.

X. in X. Fragliches Mittel ist zu den Heilmitteln zu rechnen,
 der Gebrauch desselben, namentlich bei schwachem Magen, daher nicht zu
 empfehlen. Dr. Sch.

Anfragen. *)

12) Wie puht man am leichtesten und sichersten sein zifeliertes alte,
 schwarz gewordene Silbervasen?

Antworten:

Auf 9): Falls Sie die Risse zwischen den Fieken des Fußbodens
 nicht durch den Zifaler „ausfüdern“ lassen wollen, was das Einmache
 ist, so wäre folgender Kitt anzuwenden: Alte Zeitungen werden gründlich
 eingeweicht in einen Kleber aus 1/2 Kilogramm Mehl, 3 Liter Wasser,
 1 Eßlöffel Alaun, tüchtig gekocht und gut gemischt. Es entsteht dadurch
 eine Masse von der Konsistenz des Majestikts, die, in die Fuge gestrichen,
 wie Papiermaché erhärtet.

*) Beantwortungen dieser Fragen aus unserem Leserkreis werden wir mit
 Vergnügen an dieser Stelle veröffentlichen, wie wir auch sehr zu unentgeltlichen
 Aufnahmen passender Anfragen von seinen unierer Abonnenten bereit sind.

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
 Verantwortlich: Hugo Rosenthal-Bonin.

Inhalts-Übersicht.

Text: Das Haus mit den zwei Eingängen, Roman von H. Rosenthal-
 Bonin. Fortsetzung. — Alerkieren, Gedicht von Rudolf Baumbach. — Der
 Kriegsbericht. — Ein Sprüche. — Aus Natur und Leben: Aus dem Reiche der
 Erscheinungen, von Arthur Geison. II. Ueber die Wirkung des lang dauernden
 Eitens auf die Form der Wirbelsäule. — Am Allerleientag, eine Erzählung
 aus dem Wiener Leben von August Geoner. — Andreas Achenbach in seinem
 Atelier. — Ein neu entdeckter Fisch. — Eine türkische Hochzeit im alten
 Stambul, von Frein Adema von Waz. — Aus dem amerikanischen Farmer-
 leben, von Richard Arminius. — Seines Glüdes Schicksal, Roman von Ewald
 August König. Fortsetzung. — Humoristische Blätter. — Synonyme. — Bild-
 rätsel. — Kleine Korrespondenz.

Illustrationen: Alerkieren, Originalzeichnung von Ewald Aibel. — Der
 Kriegsbericht, Zeichnung von Franz Cor. — Andreas Achenbach in seinem Atelier,
 nach seinem eigenen Gemälde. — Ein neu entdeckter Fisch auf dem Meer-
 grund. — Aus dem amerikanischen Farmerleben, sechs Bilder von J. G. Fack-
 haas.

